de Gruyter Studienbuch

Geschichte der Sprachwissenschaft

Andreas Gardt

Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland

Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert

Walter de Gruyter
Berlin · New York 1999

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Gardt, Andreas:
Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland: vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert / Andreas Gardt. – Berlin ; New York : de Gruyter, 1999.
(De-Gruyter-Studienbuch)
ISBN 3-11-015788-8 brosch.
ISBN 3-11-015789-6 Gb.

© Copyright 1999 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Konvertierung: Ditta Ahmadi, Berlin – Druck: Gerike GmbH, Berlin
Buchbinderische Verarbeitung: Lüderitz & Bauer-GmbH, Berlin
Einbandgestaltung: Hans-Bernd Lindemann

Meinem Sohn Christopher gewidmet

Inhalt

Einleitung

1. Gegenstand, Corpus und Themen 1
2. Untersuchungsraum und -zeit 4
3. Historiographisches Verfahren 5
4. Textgestalt und Bibliographie 9

1. Sprachwissenschaft im Mittelalter

1.1 Frühe Reflexion über das Deutsche 10

1.2 Erste Ansätze einer allgemeinen Grammatik und Sprachtheorie 25

1.2.1 Sprachtheoretische Grundzüge (Aristoteles, die Modisten) 25

1.2.2 Die »Grammatica speculativa« des Thomas von Erfurt 32

1.2.3 Das Nachwirken mittelalterlicher Sprachtheorie in der Neuzeit .. 38

2. 16. Jahrhundert

2.1 Aufwertung der Volkssprachen und frühe Grammatikschreibung des Deutschen 45
Dante Alighieri, Fabian Frangk, Valentin Ickelsamer, Laurentius Albertus, Albert Ölinger, Johannes Claius, Jacob Schöpper, [Abraham Sawr/Nicolaus Bassaeus]

2.2 Sprachvergleich im religiösen Kontext: Die *Sprachenharmonien* .. 71
Elias Hutter: »Öffentlich Außschreiben an allgemeine christliche Obrigkeit«

2.3 Martin Luther: Übersetzungskonzeption und pragmatischer Sprachbegriff 77

2.4 Frühe Texttheorie: die Hermeneutik »Clavis scripturae sacrae« des Matthias Flacius (1567) 88

3. 17. Jahrhundert

3.1 Zeichentheorie: Macht der Dinge über die Sprache 94
Verhältnis Sprache – Wirklichkeit, seine sprachtheoretische, gesellschaftliche und metaphysische Begründung

3.2 Kulturpatriotismus: Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts 103

3.3 Grammatikschreibung I: Justus Georg Schottelius: »Ausführliche Arbeit von der teutschen HaubtSprache« (1663) .. 119

3.4 Grammatikschreibung II: Regel vs. Sprachgebrauch 128
Fruchtbringende Gesellschaft, Justus Georg Schottelius, Christian Gueintz, Kaspar Stieler

3.5 Die Universalsprache als Menschheitstraum: Leibniz, Comenius, Becher 135
Mittelalterliche Kombinatorik; Sprachentwürfe von John Wilkins, Gottfried Wilhelm Leibniz, Johann Amos Comenius, Johann Joachim Becher

3.6 Metaphysischer Diskurs: Die Sprachmystik Jakob Böhmes 150

4. 18. Jahrhundert

4.1 Rhetorik und Theorie der Kommunikationskultur 158
Johann Christoph Gottsched, Christian Thomasius, Christian Weise, Johann Andreas Fabricius, Johann Jakob Bodmer, Johann Jakob Breitinger, Johann Gottfried Herder, Christoph Martin Wieland

4.2 Grammatik des Deutschen: Gottsched, Aichinger, Adelung 172

4.2.1 Johann Christoph Gottsched 172
Exkurs: Die Diskussion zwischen Rationalisten und Sensualisten in Frankreich (Condillac, Buffier) und ihre Rezeption durch Gottsched

4.2.2 Carl Friedrich Aichinger 183

4.2.3 Johann Christoph Adelung 186

4.3 Rationalistische Sprachreflexion in der Aufklärung: Gottfried Wilhelm Leibniz 193

4.4 Allgemeine Grammatik 203
Julius Cäsar Scaliger, Franciscus Sanctius Brocensis, Tommaso Campanella, Grammatik von Port-Royal, Christopher Helwig, Johann Werner Meiner

4.4.1 Die Tradition rational-universalistischer Sprachtheorie bis zum 18. Jahrhundert 203

4.4.2 Johann Werner Meiner: »Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder philosophische und allgemeine Sprachlehre« (1781) 212

4.5 Sprachursprung und Sprachgeschichte 219
Gottfried Wilhelm Leibniz, Jacob Friedrich Reimmann, Johann Augustin Egenolff, Johann Christoph Adelung, Johann Peter Süßmilch, Johann Gottfried Herder

5. 19. Jahrhundert

5.1 Sprache und Denken: Wilhelm von Humboldt 230
Francis Bacon, John Locke, Gottfried Wilhelm Leibniz, Christian Wolff, August Wilhelm Schlegel, Wilhelm von Humboldt; die Diskussion über das *sprachliche Relativitätsprinzip* im 20. Jahrhundert: Benjamin Lee Whorf, Ernst Cassirer, Jost Trier, Leo Weisgerber

5.2 Sprachreflexion in der Romantik: A. W. Schlegel, Fichte, Novalis 245

5.3 Das »Deutsche Wörterbuch« der Brüder Grimm und die lexikographische Tradition 252
Georg Philipp Harsdörffer, Kaspar Stieler, Gottfried Wilhelm Leibniz, Johann Christoph Adelung, Jacob und Wilhelm Grimm, Daniel Sanders

5.3.1 Die lexikographische Tradition bis einschließlich Adelung 252

5.3.2 Das »Deutsche Wörterbuch« von Jacob und Wilhelm Grimm 260

5.4 Historisch-Vergleichende Sprachwissenschaft 268
Christian Jacob Kraus, Rasmus Rask, Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Franz Bopp, Jacob Grimm, Wilhelm von Humboldt

5.5 Die Junggrammatiker 278
August Schleicher, William Dwight Whitney, Karl Brugmann, Hermann Osthoff, Hermann Paul

6. 20. Jahrhundert

6.1 Ferdinand de Saussure: »Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft« (1916) 289
Ferdinand de Saussure, Schulen des Strukturalismus und des Poststrukturalismus

6.2 Sprachnationalismus 301
Ideologisch motivierte Sprachtheorie und Sprachpflege bis 1945; sprachliche Identität als politische, ethnisch-kulturelle und anthropologische Identität

6.3 Analytische Sprachphilosophie: Ludwig Wittgenstein 319
Tradition der logisch-analytischen Sprachauffassung; Ludwig Wittgenstein

6.4 Die Generative Grammatik Noam Chomskys (eine Anmerkung) . 332

6.5 Pragmatik 339
Charles Sanders Peirce, Charles William Morris, Karl Bühler, die Tradition der Rhetorik, Ludwig Wittgenstein, John Austin, John Searle, Eugenio Coseriu

Bibliographie

Quellen 357

Forschungsliteratur 371

Namenregister 393

Sachregister 399

Einleitung

1. Gegenstand, Corpus und Themen

Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist die Geschichte der theoretischen und anwendungsorientierten Beschäftigung mit Sprache in Deutschland, d.h. die Geschichte der Auseinandersetzung mit sprachphilosophischen und allgemein sprachtheoretischen, sprachstrukturellen (grammatischen, lexikalischen etc.), sprachsoziologischen, -politischen, -ästhetischen und -pädagogischen Erscheinungen und Fragen. Diese ‚theoretische und anwendungsorientierte Beschäftigung mit Sprache' soll im folgenden zusammenfassend als *Sprachwissenschaft* bezeichnet werden.

Da der Ausdruck *Sprachwissenschaft* nicht auf eine institutionalisierte Disziplin verweist, versteht sich die hier vorgelegte *Geschichte der Sprachwissenschaft* auch nicht als eine Geschichte der sprachwissenschaftlichen Germanistik. Eine solche Geschichte des Fachs könnte nicht (oder nur in wenigen ihrer Aspekte) vor das 19. Jahrhundert zurückgreifen und wäre zudem an die Universität als den Ort der Institutionalisierung gebunden.

Der Darstellung liegt ein Corpus an Texten zugrunde, deren gemeinsames Element die Behandlung sprachwissenschaftlicher Themen im oben erwähnten Sinne ist. Im wesentlichen sind dies Texte, die den einzelnen sprachwissenschaftlichen Teildisziplinen entstammen, wie der allgemeinen Sprachtheorie, der Grammatikographie, der Sprachdidaktik etc. Daneben sind auch Texte Teil des Corpus, die nicht den traditionellen sprachwissenschaftlichen Textsorten angehören, sehr wohl aber einschlägige Themen diskutieren, zumindest an einigen Stellen mitbehandeln, etwa literarische Texte, Briefe und ähnliches. Insgesamt sind die folgenden Textsorten vertreten (vgl. Gardt 1996):

- sprachphilosophische/allgemein sprachtheoretische Abhandlungen, z.B. Wilhelm von Humboldt: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (1836), Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus (1921), Ferdinand de Saussure: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft (Cours de linguistique générale, 1916)
- sprachmystische Texte, z.B. Jakob Böhme: Aurora, oder Morgenröthe im Aufgang (1612)
- Texte aus dem Umkreis des Sprachuniversalismus (Texte der allgemeinen Grammatik, Entwürfe zu Universalsprachen u.ä.), z.B. Johann Werner Meiner: Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre

oder philosophische und allgemeine Sprachlehre (1781); Gottfried Wilhelm Leibniz: Ars combinatoria (1666)
- Texte zur morphologischen, lexikalischen, syntaktischen Gestalt des Deutschen, z.B. Johann Christoph Adelung: Deutsche Sprachlehre (1781), Jost Trier: Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes (1931)
- Orthographie- und Schreiblehren, z.B. Gebhard Overheide: Fünff Bücher Der Edlen Schreib-Kunst (1665)
- Wörterbücher und Sprachenharmonien, z.B. Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch (1854ff.), Georg Leopold Ponat: Anleitung zur Harmonie der Sprachen (1713)
- Texte der historischen und der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, z.B. Hermann Paul: Principien der Sprachgeschichte (1880), August Schleicher: Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht (1850)
- varietätenbezogene Texte, z.B. Christoph Martin Wieland: Ueber die Frage Was ist Hochdeutsch? (1782)
- sprachpflegerische/sprachkritische Texte (darunter Abhandlungen in Form freier Publikationen; Korrespondenz von Grammatikern, Sprachpflegern etc.; Texte aus Fachzeitschriften und aus Veröffentlichungen von Einrichtungen der Sprachpflege; wissenschaftspolitische Schriften), z.B. Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke (hrsg. 1855); Muttersprache. Zeitschrift des deutschen Sprachvereins (1886ff.); E. Wanke: Ein Volk – eine Sprache (1934/35)
- pädagogisch-didaktische Texte, z.B. Christopher Helwig/Joachim Jung: Kurtzer Bericht Von der Didactica Oder LehrKunst Wolfgangi Ratichii [d.i. Wolfgang Ratke] (1614); Johann Amos Comenius: Didactica magna (1657)
- rhetorische Texte (darunter Rhetoriken, Texte zur *Sekretariatkunst,* Epistolographien, Titularien, Predigtlehren), z.B. Johann Christoph Gottsched: Ausführliche Redekunst (1736)
- poetologische Texte (darunter Poetiken und sonstige dichtungstheoretische Schriften; Aeraria poetica, Florilegien u.ä.), z.B. Johann Jakob Breitinger: Critische Dichtkunst (1740)
- Enzyklopädien und Lexika, z.B. Johann Heinrich Alsted: Scientiarvm omnivm encyclopaedia (1630)
- Vorworte zu Übersetzungen und übersetzungstheoretische Schriften, z.B. Martin Luther: Sendbrief vom Dolmetschen (1530).

Zahlreiche Texte erlauben keine eindeutige Zuweisung zu einer bestimmten Sorte. So verbinden etwa, um ein Beispiel zu geben, Texte zu Fragen des Sprachursprungs und der Geschichte des Deutschen bis weit in das 18. Jahrhundert hinein religiöse Elemente (Bezeichnung der Tiere durch Adam, Babylonische Sprachverwirrung etc.) mit systemgeschichtlichen (Stellung des Deutschen innerhalb der europäischen Sprachen, Etymologie des Wortgutes etc.), anthropologischen (Sprache als Merkmal der Unterscheidung des Menschen vom

Tier) und kulturpatriotischen (Nachweis besonderer Würde des Deutschen durch den Nachweis seiner biblischen Herkunft, Interpretation der Geschichte des Deutschen als Ausdruck der Identitätsbildung etc.).

Unter den Themen, die in den Texten der erwähnten Sorten behandelt werden, begegnen die folgenden gehäuft:

- das Verhältnis zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit; in den Texten meist diskutiert im Rahmen expliziter Zeichentheorien, als Relation zwischen *Zeichen* (*Wörtern/Ausdrücken/voces/verba* etc.), *Gegenständen* (*Dingen/Sachen/res* etc.) und, bei Annahme einer mentalen Zwischenstufe, *Vorstellungen* (*Gedanken*, *Ideen*, *notiones* etc.), auch unter dem Blickwinkel der Sprachabhängigkeit bzw. -unabhängigkeit des Denkens; im Zusammenhang damit die Frage von Arbitrarität und Motiviertheit des sprachlichen Zeichens (Sprache als Werkzeug des sie souverän handhabenden Menschen oder als natürliche oder metaphysisch begründete, dem einzelnen Menschen vorgegebene und seinem gestaltenden Zugriff zum Teil entzogene Größe)
- der Ursprung der menschlichen Sprachfähigkeit sowie der Einzelsprachen (bis ins 18. Jahrhundert: die Annahme der Existenz einer *adamischen*/paradiesischen Ur- bzw. Natursprache, die bis zur Babylonischen Sprachverwirrung bestand; später sensualistische und andere Entstehungstheorien)
- die Funktionen der Sprache und des Sprechens (individuell und gesellschaftlich; Sprache als anthropologische wie soziale Gegebenheit)
- Konzepte einer allgemeinen Grammatik und einer Universalsprache (Suche nach tiefenstrukturellen Prinzipien von Sprache; Konzeption künstlicher Sprachen, die als apriorische logisch-philosophische Sprachen oder auf der Basis bereits existierender Sprachen entwickelt werden und wissenschaftlich-philosophischen Zwecken oder, als *lingua franca*, der grenzüberschreitenden Kommunikation dienen)
- die grammatische und lexikalische Struktur der deutschen Hochsprache, wie sie in Grammatiken und Wörterbüchern beschrieben wird (im Zusammenhang damit die Diskussion über die grammatische Kodifizierung des Deutschen; die Diskussion über Prinzipien und Verfahren der Grammatikschreibung und der Lexikographie)
- die regionalen, sozialen und fachspezifischen Varietäten des Deutschen, unter Berücksichtigung der Diskussion über den gesellschaftlichen Standort dieser Varietäten
- die ideologischen Bewertungen des Deutschen als Ausdruck politischer, ethnisch-kultureller und z.T. auch anthropologischer Identität, auch in Abgrenzung gegenüber anderen Sprachen und Kulturen (Sprachpatriotismus/-nationalismus, Abwertung des sprachlich und kulturell Fremden; Korrelierung von Sprache und moralisch-ethischen Kategorien: Sicht von Sprachverfall als Sittenverfall)

- die Geschichte des Deutschen und seine Einordnung in die europäischen Sprachenfamilien
- die Verwendung des Deutschen unter situativ-pragmatischen und ästhetischen Gesichtspunkten (Anleitungen zum Verfassen von Texten bestimmter Sorten wie Reden, Briefe etc., auch dichterischer Texte mit ästhetischem und moralisch-belehrendem Anspruch; Diskussion über die Eignung des Deutschen als Literatursprache)
- die sprachpädagogischen Konzeptionen und sprachdidaktischen Verfahren im Muttersprachen- wie im Fremdsprachenunterricht.

Daß zwischen Textsorte und Problemstellung keine durchgängige Deckung besteht, ist offensichtlich. Äußerungen z.B. zu Dialekten finden sich in einzelsprachlichen Grammatiken, Orthographielehren, Wörterbüchern, sprachhistorischen Texten, varietätenbezogenen Texten, didaktischen Texten und sprachpflegerischen/sprachkritischen Texten.

Die thematische Streuung des Corpus und damit der in den Texten behandelten Inhalte bringt eine große Materialfülle mit sich. Diese Materialfülle sowie die Absicht, den Umfang eines einzelnen Bandes nicht zu überschreiten, zwingen zu stark exemplarischem Vorgehen. Es können also weder alle Textsorten in gleichem Ausmaß zur Betrachtung herangezogen, noch können die erwähnten Themen systematisch durch bestimmte – oder gar alle genannten – Textsorten verfolgt werden. Zu einem jeweiligen Abschnitt auf der Zeitachse wird daher das eine *oder* andere Thema herausgegriffen und anhand ausgewählter Texte erörtert. Ansonsten muß auf vorliegende Überblicksdarstellungen und Monographien verwiesen werden. In besonderem Maße gilt dies für die Systeme von Grammatik und Rhetorik; sie in ihren Details zu beschreiben, ist nicht Aufgabe dieser Darstellung. Gerade zu diesen Bereichen aber liegen zahlreiche Arbeiten bereits vor.

Vor allem im Hinblick auf die Einsetzbarkeit des Buches auch in der Lehre wurde darauf geachtet, zu jedem eingehender behandelten Thema oder Autor zumindest ein längeres zusammenhängendes Textstück zu zitieren. Die Darstellung soll dadurch wenigstens in Ansätzen auch als ein *Reader* zur Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland dienen können.

2. Untersuchungsraum und -zeit

Der Konzentration auf den Beobachtungsraum „Deutschland" mag man kritisch entgegenhalten, daß dem nationalen, d.h. dem für einen kulturell, sprachlich und politisch definierten Raum spezifischen Element in der Geschichte der Sprachwissenschaft ein internationales Element gegenübersteht. Auf bestimmte Zeiten und Fragestellungen trifft dies zweifelsohne zu. Teile der mittelalterlichen Sprachreflexion etwa, wo diese sich mit zeichentheoretischen

oder universalgrammatischen Problemen befaßt, stellen in der Tat kein irgendwie ‚nationales Phänomen' dar. Mit dem allmählichen Zurücktreten des Lateinischen als internationaler Sprache des gelehrten Diskurses und der Hinwendung zu den Volkssprachen im Europa der Frühen Neuzeit beginnen sich jedoch nationale (d.h. hier: kultur-, politik- und sprachräumliche) Traditionen auch in der Sprachwissenschaft herauszubilden.

Dieser Spannung von Begrenztheit auf einen Raum einerseits und Internationalität des sprachwissenschaftlichen Diskurses andererseits will die vorliegende Untersuchung dadurch gerecht werden, daß sie nicht nur Arbeiten deutscher Sprachwissenschaftler berücksichtigt, sondern auch solche Arbeiten, die auf die Sprachwissenschaft in Deutschland nachhaltig wirkten und wirken. Das erklärt die Besprechung von Arbeiten Johann Amos Comenius', Ludwig Wittgensteins, Ferdinand de Saussures, Noam Chomskys und anderer. Daß der Untersuchungsraum nicht auf die deutschsprachigen Länder insgesamt ausgedehnt wurde, also keine *Geschichte der Sprachwissenschaft in den deutschsprachigen Ländern* angestrebt wurde, hat schlicht praktische Gründe: Die Darstellung hätte die eigenen Umfangsvorgaben überschritten.

Der zeitliche Rahmen der Darstellung bedarf nur in seiner Abgrenzung zur Gegenwart hin näherer Begründung. Die für den Untertitel gewählte Formulierung „bis ins 20. Jahrhundert" ist vergleichsweise offen. Mit ihr soll angezeigt werden, daß in den letzten Kapiteln der Untersuchung einige derjenigen sprachwissenschaftlichen Erscheinungen (Theorien, Methoden) berücksichtigt werden, die für die unmittelbar aktuelle Sprachwissenschaft in Deutschland von großer Bedeutung sind. Damit wird jedoch nicht der Anspruch erhoben, sämtliche der gegenwärtig relevanten sprachwissenschaftlichen Theorien und Schulen zu erfassen. Große Teile der gegenwärtigen Sprachwissenschaft bleiben unberücksichtigt, von der Soziolinguistik (sieht man von dem ihr zugrundeliegenden pragmatischen Sprachverständnis ab) bis zu den linguistischen Überlegungen etwa des Radikalen Konstruktivismus. Die Ausklammerung dieser Bereiche ergibt sich aus dem historiographischen Anliegen selbst, das auf die Beschreibung der Geschichte der Sprachwissenschaft zielt, nicht aber auf eine umfassende Darstellung ihrer Gegenwart. Zudem liegen auch für diesen Bereich zahlreiche Überblicksdarstellungen vor.

3. Historiographisches Verfahren

Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis der Untersuchung zeigt, daß versucht wurde, unterschiedliche Verfahren der Strukturierung des Materials miteinander zu verbinden. Das übergeordnete Gliederungsprinzip ist chronologisch, nach Jahrhunderten einteilend. Innerhalb dieses chronologischen Rahmens werden die Unterkapitel teils historisch gegliedert, d.h. nach Persönlichkeiten oder Epochenbezeichnungen (*Gottfried Wilhelm Leibniz*, *Sprachgesellschaften*,

Aufklärung, *Romantik* etc.), teils systematisch, nach Themen (*Allgemeine Grammatik*, *Sprachursprung und Sprachgeschichte*, *Sprache und Denken* etc.). Häufig wird ein historisches Kriterium mit einem systematischen verknüpft (*Sprache und Denken: Wilhelm von Humboldt*).

Die beiden Gliederungsprinzipien haben ihre je eigenen Vorzüge und Nachteile. Eine konsequent an Persönlichkeiten oder einzelnen Werken orientierte Gliederung z. B. kommt dem Leser insofern entgegen, als bedeutende Persönlichkeiten oder bekannte Einzelwerke häufig als eingängige Orientierungspunkte bei der intellektuellen Aneignung und Memorierung historischer Zusammenhänge dienen. Ihr Nachteil aber liegt darin, daß die Gliederung nach Personen oder Einzelwerken gewissermaßen quer zur Realität der Behandlung eines jeweiligen Themas in einem bestimmten historischen Zeitraum verläuft. Tatsächlich werden Themen nicht von einzelnen Persönlichkeiten ‚abgehandelt', sondern in mehr oder weniger fachspezifischen Diskursen konstituiert und erschlossen, zu denen unterschiedliche Autoren in wieder je unterschiedlicher Weise beitragen. Zudem überschneiden sich diese Diskurse untereinander. An die Stelle der übersichtlichen, aber nur idealen Klarheit der Relation *ein Autor : ein Werk : ein Thema* tritt in der geschichtlichen Wirklichkeit ein komplexes Geflecht, in dem Autoren, Werke, Textsorten und thematische Einzelaspekte in vielfach gebrochener Weise zueinander stehen. Zwei Beispiele sollen dies illustrieren.

Der Übergang vom Barock zur Frühaufklärung geht mit einem Wandel des Kommunikationsideals einher. Auf die sich germanisch-altdeutsch verstehende Gesprächsethik der Mitglieder der barocken Sprachgesellschaften, wonach die Verwendung von Sprache von Prinzipien wie *Aufrichtigkeit*, *Redlichkeit*, *Treue* und *Natürlichkeit* getragen sein solle, folgt mit Autoren wie Christian Thomasius und Christian Weise ein Kommunikationsbegriff, der den Nutzen von Sprache für das gesellschaftliche Fortkommen des einzelnen und für das Funktionieren einer modernen Gesellschaft insgesamt betont. Diese Entwicklung führt bei den Grammatikern und Rhetorikern des 18. Jahrhunderts zu konkreten grammatischen und stilistischen Forderungen, z. B. zur Forderung nach einer *leichtfließenden Schreibart* bei Johann Christoph Gottsched.

Die zeitgenössischen Aussagen über die einzelnen Aspekte dieses sprachwissenschaftlichen Sachverhalts finden sich in Texten unterschiedlichster Sorten. Neben Grammatiken sind dies: Rhetoriken (z. B. Christian Friedrich Hunolds [= Menantes] »Einleitung zur teutschen Oratorie«), kulturkritische Abhandlungen (z. B. Christian Thomasius' Vorlesungen über den Nutzen einer Orientierung an französischer Lebensart), Briefe (z. B. die Korrespondenz der Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft), literarische Texte (z. B. Christian Weises satirisches Stück »Von einer zweyfachen Poeten-Zunfft«), Reden (z. B. Martin Opitz' Schulrede »Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae«), Briefsteller (z. B. August Bohses [= Talander] »Neu-Erleuterter Briefsteller«) etc.

Ein zweites Beispiel: Das Konzept einer Universalsprache wird im Deutschland des 17. Jahrhunderts unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten diskutiert. Eine der Diskussionslinien hebt auf die logisch-analytische Dimension einer solchen Universalsprache ab. Danach basiert die künstlich geschaffene *lingua universalis* nicht auf einer bereits existierenden Sprache, sondern besitzt apriorischen Charakter, folgt eigens festgelegten, den Gesetzen der Logik verpflichteten Regeln und soll die Formulierung präziser Aussagen in Wissenschaft und Philosophie ermöglichen. Eine zweite Linie der Diskussion erörtert das Konzept der Universalsprache aus metaphysischer Perspektive. Die „Natursprache" des Mystikers Jakob Böhme ist als die *lingua adamica* des Paradieses letztlich nichts anderes als eine Universalsprache: Als perfekt motivierte Sprache läßt sie, in einer dem Menschen rational nicht nachvollziehbaren Weise, an den phonetischen Strukturen der Wörter die bedeuteten metaphysischen „Geheimnisse" erkennen, ohne daß man den Zusammenhang zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseite des Zeichens erlernen müßte. Die dritte Linie der Diskussion über die Universalsprache schließlich ist religionspädagogisch motiviert. Johann Amos Comenius, Bischof der Böhmischen Brüder, sieht in einer auf der Basis vor allem des Lateinischen konstruierten Universalsprache die Möglichkeit, die Menschen zur *Pansophia* zu führen, zu einer vollkommenen, allumfassenden Weisheit, so daß die Streitigkeiten zwischen ihnen ein Ende finden und sie in christlicher Eintracht leben können.

Zusätzlich interessant, aber auch komplexer wird die Diskussion dadurch, daß zwischen den erwähnten Linien Überschneidungen bestehen. So stellt Leibniz sein Konzept einer Universalsprache in die Tradition der verlorenen *lingua adamica* des Paradieses (z. B. in »Characteristica universalis«, S. 184, in »De connexione inter res et verba« S. 191f., in »Nouveaux essais sur l'entendement humain«, III, II, 1) und erklärt zum eigentlichen Ziel seines Arbeitens mit den Mitteln der Logik die Suche nach einer „Ratio ultima rerum seu Harmonia Universalis". Für Leibniz bestehen keinerlei Zweifel, daß diese *ultima ratio* nur Gott sein kann („*id est Deus* seyn müße"). Hinzu kommt, daß die neuzeitlichen Entwürfe der Universalsprache in großen Teilen in der Tradition der mittelalterlichen Kombinatorik des Raimundus Lullus stehen, wo bereits die technische Dimension der Gestaltung einer solchen Sprache mit ihrer metaphysischen Begründung verbunden wird. Was also – dies sollte das Beispiel veranschaulichen – eine bestimmte historiographische Perspektive als völlig unterschiedliche Darstellungsformen und -inhalte wahrnimmt (Analytik vs. Mystik vs. protestantische Religiosität), vermag eine andere historiographische Perspektive sehr wohl unter dem Gesichtspunkt der Gemeinsamkeit beschreiben.

Die erwähnten Beispiele lassen erkennen, daß sprachwissenschaftliche Gegenstände in aller Regel im Schnittpunkt unterschiedlicher Diskurse angesiedelt sind. Die Komplexität eines historischen sprachwissenschaftlichen Gegenstandes tritt aber erst in dem Maße zutage, in dem er in den Kontext all derjenigen wissenschaftlichen Disziplinen, Autoren, Textsorten etc. gestellt

wird, in deren Diskurs er konstituiert und erörtert wird. Eine Verbindung historischer und systematischer Gliederungsprinzipien kann daher wenigstens in Ansätzen versuchen, Überschneidungen und Verflechtungen der skizzierten Art aufzuzeigen.

In der Methodendiskussion über eine Historiographie der Sprachwissenschaft sind in den vergangenen Jahren zunehmend Stimmen laut geworden, die eine Entwicklung für das historiographische Arbeiten in eine ähnliche Richtung wie die hier angedeutete fordern (vgl. etwa Arbeiten Werner Hüllens, Konrad Koerners, Brigitte Schlieben-Langes, R.H. Robins', Peter Schmitters und Herbert E. Brekles, der z.B. zum Verständnis der Herder-Süßmilch-Debatte im späten 18. Jahrhundert die Einbeziehung auch theologischer Daten fordert und ganz allgemein die zusätzliche Berücksichtigung von „naiven", d.h. nicht-wissenschaftlichen Auffassungen über Sprache; vgl. u.a. die Beiträge in Schmitter 1987). Eine ähnliche Debatte wird für die Sprachgeschichtsschreibung, etwa der Germanistik, geführt, und zwar als Debatte über die Alternative einer *inneren* im Gegensatz zu einer (auch) *äußeren* Sprachgeschichtsschreibung (zur theoretischen Diskussion vgl. z.B. die Konzeption der 2. Aufl. des »Handbuchs Sprachgeschichte« [Besch/Betten/Reichmann/Sonderegger] sowie Mattheier 1995, zur praktischen Umsetzung einer auch äußeren Sprachgeschichtsschreibung vgl. z.B. die deutsche Sprachgeschichte von Peter von Polenz). Die Fragestellungen innerhalb der Sprachgeschichtsschreibung und der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung sind durchaus vergleichbar: In beiden Fällen geht es um den Gegensatz zwischen einer ausschließlich auf die Sprachstruktur bezogenen und einer auch geistes-, kultur- und sozialgeschichtlich orientierten Historiographie. Die Begrenzung einer *äußeren* Sprachgeschichte bzw. Geschichte der Sprachwissenschaft, sozusagen der allgemeinste Rahmen, in den der sprachliche bzw. sprachwissenschaftliche Befund gestellt werden könnte, wäre eine ‚Geschichte der Mentalitäten' der beteiligten Sprecher- und Kulturgemeinschaften (dazu Raulff 1987, Hermanns 1995). Solch eine Geschichte der Mentalitäten ist ebenso interessant wie methodisch schwer zu fassen.

Das eigentliche Problem einer in dieser Weise „dichten Beschreibung" (zum Begriff und Verfahren s. Geertz 1987) ist aber kein methodisches, sondern ein praktisches. Mit den Ausweitungen der historiographischen Perspektive geht ein extremer Zuwachs an historischem Material einher. Das Verfolgen von Überschneidungen und Querverbindungen, das Hineinstellen des Befundes in den geistes-, kultur- und sozialgeschichtlichen Raum, die entsprechende Zunahme an Textsorten und Texten stellt den Bearbeiter vor erhebliche quantitative Probleme. Will er den einzelnen Themen, Autoren und Werken nicht nur wenige Bemerkungen widmen, muß er entweder den Umfang der Darstellung erheblich ausweiten – d.h. konkret: auf mehrere Bände erweitern – oder aber verstärkt exemplarisch arbeiten, d.h. auf die Behandlung einer Reihe von Autoren und Werken verzichten.

4. Textgestalt und Bibliographie

1. Schreibungen und Auszeichnungen: Um das Schriftbild nicht unruhiger als nötig werden zu lassen, wurde auf eine Verwendung des in den älteren Texten üblichen übergeschriebenen *e* zur Umlautkennzeichnung verzichtet. Das erscheint auch deshalb als unproblematisch, weil die Dokumentation historischer Schreibungen kein Anliegen der vorliegenden Darstellung ist. – Ebenfalls aus Gründen der Gleichmäßigkeit des Schriftbilds wurden zur Auszeichnung ausschließlich Kursiven verwendet. In Zitaten dienen sie entweder der Hervorhebung einzelner Ausdrücke entsprechend den Vorgaben des zitierten Quellentextes oder, in älteren deutschen Texten, der Unterscheidung von Antiqua- und Fraktursatz. Dabei erscheinen die im Original in Antiqua gesetzten lateinischen Ausdrücke in den hier wiedergegebenen Zitaten kursiv, die im Original in deutscher Fraktur gesetzten Ausdrücke in den hier wiedergegebenen Zitaten recte. Außerhalb von Zitaten, also im laufenden Beschreibungstext, dienen Kursiven entweder der besonderen Betonung einzelner Ausdrücke durch den Verfasser (A.G.), oder sie geben Teile (einzelne Begriffe oder längere Wendungen) von Quellen wieder, wobei die einzelnen Ausdrücke dieser Wiedergaben in ihrer Flexion und Schreibung dem laufenden neuhochdeutschen Text angepaßt wurden. So kann z.B. die Rede sein von „Schottelius' Konzept der deutschen *Hauptsprache* ...", wobei in Schottelius' Schriften abweichende Schreibungen („HaubtSprache", „Haubt-Sprache", „Haupt-Sprache" etc.) vorkommen können. – Aufgrund des Variantenreichtums in der Schreibung vor allem frühneuhochdeutscher Texte wurde grundsätzlich auf die Kennzeichnung auffallender Schreibungen durch *[sic!]* verzichtet.

2. Die Bibliographie der Quellen ist nicht als in jeder Hinsicht repräsentativ für die Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland zu verstehen. Aufgeführt wurden nicht alle im Text erwähnten Quellen, sondern mit wenigen Ausnahmen lediglich diejenigen, aus denen zitiert wurde. – Die am Ende eines jeweiligen Kapitels angegebene Forschungsliteratur soll eine erste Orientierung zu dem behandelten Themenkomplex bieten.

– Abschließend möchte ich Vilmos Ágel (Budapest) und Ulrike Haß-Zumkehr (Mannheim/Heidelberg) für die kritische Lektüre einiger Kapitel herzlich danken. Frau Dr. Brigitte Schöning und den mit dem Buch befaßten Mitarbeitern des de-Gruyter-Verlags danke ich vielmals für die sehr gute Zusammenarbeit.

1. Sprachwissenschaft im Mittelalter

1.1 Frühe Reflexion über das Deutsche

Eine Geschichte der *Sprachwissenschaft in Deutschland* könnte bei großzügiger Bestimmung des historiographischen Gegenstandes mit der Geschichte des Wortes *deutsch* einsetzen. Die Selbstverständlichkeit, daß jede Verwendung eines Wortes eine Konzeption seiner Bedeutung voraussetzt, gewinnt im Falle des Sprachnamens *deutsch* dadurch an Brisanz, daß diese Bedeutung in zahlreichen frühen Belegen im Rückblick nur schwer zu rekonstruieren ist. In dem Maße aber, in dem der Forschung die Bedeutung des Sprachnamens bekannt ist, ist ihr auch bekannt, wie sich Sprecher und Sprechergruppen des Deutschen über ihre Sprache selbst bestimmen, inwieweit sie ihre Sprache als Ausdruck politischer und kultureller Identität begreifen. Die frühe Geschichte des Wortes *deutsch* ist damit in gleicher Weise Geschichte der deutschen Sprache wie politische und kulturelle Geschichte des deutschsprachigen Raumes.

Das Verhältnis dieser beiden Geschichten zueinander ist außerordentlich komplex. So bedeutet die eben getroffene Feststellung keineswegs, daß die Verwendung des Wortes *deutsch* bzw. eines seiner Vorläufer bei seinen Benutzern das Bewußtsein von der Existenz einer einheitlichen Größe ‚Deutschland' voraussetzen würde. Je nach Interpretation der Quellenbelege läßt sich zwischen der Erstverwendung (786, in der lateinischen Form *theodiscus*) und dem Einsetzen dieses Bewußtseins ein Zeitraum von bis zu vierhundert Jahren annehmen.

Noch komplizierter – und nach wie vor Gegenstand germanistischer und historischer Fachdiskussion – ist das Verhältnis zwischen Sprachnamen und Volksnamen *deutsch*. Zum einen geht im Deutschen, entgegen der üblicheren Abfolge, der Sprachname dem Volksnamen voraus. Zugleich begegnet das Wort *deutsch* in den unterschiedlichsten Formen, die lediglich in ihrer Etymologie klar sind (Adjektivbildung zu germ. þeudō, ‚Volk'), nicht aber in ihrem wortgeschichtlichen Verhältnis. Das mlat. *theodiscus*, die Form der ersten Belege, wurde von der Forschung sowohl als Kunstbildung karolingischer Gelehrter wie auch als latinisierte Form eines germanischen þeudisk erklärt, und dies bereits durch Jacob Grimm, der den gemeingermanischen Charakter des Wortes betont. Für die Frühzeit lassen sich jedenfalls zwei Bedeutungskomponenten unterscheiden: ‚volkssprachlich' (im Gegensatz zu *lateinisch*) und ‚Sprache germanischer Stämme'. Wann genau und unter welchen Umständen die appellative Verwendung in das Nomen proprium *deutsch* übergegangen ist bzw. von ihm verdrängt wurde, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

Theodiscus ist bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts belegt und wird schließlich durch das seit dem späten 9. Jahrhundert begegnende *teutonicus* verdrängt. *Teutonicus* ist die im gesamten Mittelalter dominierende lateinische Bezeichnung für ‚deutsch' (bzw., als *Teutonici* und *Teutones*, für ‚die Deutschen' sowie, als *Teutonica* und *Teutonia*, für ‚Deutschland'). Daß zusätzlich die römischen Namen *Germania* und *Germani* bzw., für die Sprache, *lingua germanica* verwendet werden und mit dem Humanismus eine regelrechte Blüte erleben, sei nur am Rande erwähnt.

Parallel zu diesen lateinischen Bezeichnungen entwickelt sich in der volkssprachlichen Linie *diutisk*, im 9. Jahrhundert zunächst in Schreibungen wie *thiutisce*, *diutisce* etc. und bedeutungsgleich mit *theodiscus* und *teutonicus*. Über Formen wie *tiutsch* (im Südwesten), *dudesch* (nd.) und andere führt es zum heutigen *deutsch*.

Die knappe Übersicht sollte dazu dienen, die Vielschichtigkeit des Gegenstandes zu verdeutlichen. Zugleich läßt die Geschichte der Beschäftigung mit diesem kontroversen Gegenstand wie kaum ein anderes Thema erkennen, wie sehr Sprachwissenschaft von gesellschaftlichen und politischen Interessen geprägt sein kann. So wird seit dem 15. Jahrhundert versucht, den Sprach- und Volksnamen *deutsch* etymologisch und wortgeschichtlich in einer Weise zu interpretieren, die ihm und damit der Sprache und dem Volk hohes, gar biblisches Alter und besondere Würde garantieren soll:

– 1498 behauptet der Dominikaner Giovanni Nanni unter Rückgriff auf einen angeblich babylonischen Text aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert (nach Borst 1957–63), daß Noah einen Sohn namens „Tuyscon" gehabt habe, bei dem es sich um den erdgeborenen Gott „Tuisto" handele, den wiederum Tacitus in der »Germania« zum Stammvater der Germanen erklärt („[...] Tuistonem deum terra editum"). Von „Tuyscon" liegen Schreibvarianten wie „Tuison", „Tuisco", „Duisco", „Tuitscho" vor, die sich leicht zu Vorläufern von *deutsch* deklarieren ließen.

– In Texten des frühen 16. Jahrhunderts (u.a. bei Aventin [d.i. Johannes Turmair]) ist wiederholt davon die Rede, daß Ascenas, ein Urenkel Noahs, ein jüngerer Verwandter des „Tuisco" sei. Ascenas wiederum ist in der frühneuzeitlichen Diskussion über die Herkunft der Deutschen und ihrer Sprache von Interesse, weil er nach der Babylonischen Sprachverwirrung die deutsche Sprache – eine der bei der Sprachverwirrung entstandenen sog. „Hauptsprachen" – nach Europa gebracht habe, unmittelbar in das „Fürstenthumb Anhalt", „das alte Ascanier-Land / oder erste Haupt-Sitz dises vnseres Teutschen Stamm-Vatters Ascenez" (so noch in der „sibende[n] Unterredung" des »Parnassus Boicus« von 1722, einer gelehrten Zeitschrift aus der süddeutschen Akademiebewegung des 18. Jahrhunderts). Das Geschlecht der *Askanier* wiederum wird auch auf *Ascanius*, einen Sohn des Äneas, zurückgeführt. Wie auch immer: Philipp Melanchthon führt beide Namen zusammen und stellt fest, daß die

Form *die Ascanes*, d.h. die Askanier, also ‚die dem Stamm des Ascenas Angehörenden', identisch mit *Tu – iscones* sei (nach Borst 1957–63, 1070), so daß der heidnische Gott und der biblische (oder auch antike) Ascenas letztlich miteinander identifiziert werden.

– Philipp Clüver beschreibt in den »Germaniae Antiquae libri tres« (1616) eine Herleitung von *deutsch* aus *Ascenas* (S. 80): Der Bezeichnung *Ascanes* (d.i. Askanier, ‚Volk des Ascenas') sei ursprünglich der Artikel *thi* vorangestellt worden, so daß sich *thi Ascanes* bzw., entsprechend deutscher Flexion, *thi Ascanen* (= ‚die Ascanen') ergeben habe. Durch Apokope des *i* habe sich *th'Ascanen* gebildet. Da nun aufgrund der Aussprache im Laufe der Zeit der Eindruck entstanden sei, daß es sich dabei um ein einzelnes Wort handle, wurde erneut ein Artikel vorangestellt, *thi Thascanen*, was schließlich zu *die Deutschen* geworden sei.

– Philipp von Zesen schreibt 1651 in »Rosen-Mând«, daß die Askanier zwar von Askenas, die „Germanier" aber von „To-Garma", einem Bruder des Askenas, abstammen. Ähnliche Vorstellungen existieren von dem Namen *Alemannen* (vgl. etwa Rudolph Sattler: Orthographey, 1621, 4f.; zu *Germanen* s. auch Johannes Werner: Manuductio, 24ff.).

– Justus Georg Schottelius führt 1663 *deutsch* auf *Teut* zurück, das „fast bey allen Völkeren [...] ein [...] allgemeines Wort" für ‚Gott' sei und „nach Celtischer Ausrede" [d.h. Aussprache] *Teut* laute (1663, 35). An anderer Stelle (S. 152) geht er von einer *Lingua Teutonica* aus und läßt aus ihr eine *Lingua Teutisca* und eine *Lingua Theotisca* entstehen. Diese beiden unterscheidet er mittels der zweiten Lautverschiebung und sieht in letzterer die Vorform von *die hoch-deutsche* (*Sprache*): *the ho-tietsche* (*Sprache*).

Solch abenteuerliche Deutungen des Sprachnamens *deutsch* treten zwar im Laufe der Zeit, mit der Sicherung sprachhistorischer Methoden und Kenntnisse zurück, doch ist noch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhundert die Diskussion über den Sprachnamen *deutsch* von nationalem Pathos nicht frei. Am bekanntesten wurde in dieser Hinsicht eine Formulierung Leo Weisgerbers, der, unter der Kapitelüberschrift „Die westliche Sprachgrenze im deutschen Schicksal", den frühen Sprachnamen *deutsch* als Abgrenzungsbezeichnung der östlichen Franken gegenüber den romanischen Nachbarn charakterisiert: als „Heimatruf der in dem Schicksal der Romanisierung stehenden Franken" (Weisgerber 1940, 148).

Wenn auch die bloße Erwähnung eines Sprachnamens bereits Rückschlüsse auf den geographischen und gruppenspezifischen Status einer Einzelsprache im Bewußtsein ihrer Sprecher erlaubt, so sollen im folgenden doch sprach*reflexive* Äußerungen im Vordergrund stehen, d.h. Äußerungen, in denen Sprache Gegenstand explizit metasprachlicher Ausführungen ist.

Sprachreflexive Äußerungen des Mittelalters, die sich auf das Deutsche beziehen, behandeln meist eines dieser Themen:

1. das Deutsche in seinen grammatischen, lexikalischen und stilistischen Eigenschaften, insbesondere im Gegensatz zum Lateinischen;

2. das Deutsche als Zielsprache von Übersetzungen, auch hier im Kontrast zum Lateinischen, das Ausgangssprache dieser Übersetzungen ist;
3. das Deutsche in seiner dialektgeographischen Binnengliederung.

Die Äußerungen zu den beiden ersten Punkten werden im folgenden gemeinsam behandelt. Der spezifisch übersetzungs*theoretische* Aspekt des zweiten Punktes ist an anderer Stelle, im Zusammenhang mit der Diskussion der Bibelübersetzung Martin Luthers zu erläutern.

Frühe Kommentare zum Deutschen sind oft apologetischer Natur. Ihre Autoren rechtfertigen die Verwendung der Muttersprache, die als *lingua vulgaris* (*lingua barbara* bzw. *barbarica*, *lingua rustica*, *lingua vernacula*) der Bildungssprache Latein gegenübersteht. Die besondere Stellung des Lateinischen ist außer durch die rein praktische Tatsache ihrer weiten internationalen Verbreitung innerhalb der Gelehrtenschaft dadurch begründet, daß sie zusammen mit dem Griechischen und dem Hebräischen als eine der drei heiligen Sprachen gilt. In dieser Vorstellung verbindet sich das Wissen über die sprachliche Gestaltung der Heiligen Schrift – das Hebräische als Sprache des Alten Testaments, das Griechische als die des Neuen Testaments sowie der Septuaginta, d.h. der Übersetzung des Alten Testaments, und, seit der Übersetzung der gesamten Bibel durch Hieronymus im frühen 5. Jahrhundert, das Lateinische – mit religiös motivierten Mythen über Ursprung und Rangfolge der Sprachen. Immer wieder ist von den *tres linguae sacrae* bei den Theologen und Kirchenvätern die Rede, von Augustinus bis zu Isidor von Sevilla, der in seiner »Etymologia« hervorhebt, daß die von Pilatus veranlaßte Kreuzesinschrift in diesen drei Sprachen gehalten war: „Tres autem sunt linguae sacrae: Hebraea, Graeca, Latina, quae toto orbe maxime excellunt. His namque tribus linguis super crucem Domini a Pilato fuit causa ejus scripta" (9, 1, 3).

Ein berühmtes Beispiel für einen derartigen, die Verwendung der Volkssprache anstelle des Lateinischen begründenden Text, ist das Approbationsschreiben Otfrids von Weissenburg an den Mainzer Erzbischof Liutbert (um 868). Der Elsässer Mönch schreibt dort über das Althochdeutsche – von Otfrid selbst als *theotisce* und *frenkisg* bezeichnet – seines Evangelienbuchs (Vollmann-Profe 1976, 25–28; lat. Text im Anhang):

> Wie nun allerdings diese unkultivierte Sprache insgesamt bäurisch ist und ungebildet, nicht gewöhnt, sich dem lenkenden Zügel der Grammatik zu fügen, so ist auch bei vielen Wörtern die Schreibung schwierig, sei es wegen der Häufung von Buchstaben, sei es wegen ihrer ungewöhn<50>lichen Lautung. Denn bisweilen fordert sie, wie mir scheint, drei u (die I ersten zwei meines Erachtens konsonantisch lautend, während das dritte u den Vokalklang beibehält), bisweilen konnte ich weder den Vokal a, noch ein e, noch ein i und auch nicht ein u vorsehen: in solchen Fällen schien es mir richtig, y einzusetzen. Aber auch gegen diesen Buchstaben sträubt sich diese Sprache manchmal: sie geht überhaupt bei gewissen Lauten nur mühsam eine Verbindung mit einem bestimmten Schrift<65>zeichen

ein. Diese Sprache verwendet, abweichend vom Lateinischen, häufig k und z, Buchstaben, von denen die Grammatiker sagen, sie seien überflüssig. Zum Ausdruck des bisweilen vorkommenden dentalen Zischlautes wird, wie ich meine, in dieser Sprache das z verwendet, das k aber zum Ausdruck des Rachenlauts.

Unsere Sprache gestattet auch die häufige, (wenngleich nicht durchgängige) Anwendung einer Form des Metaplasmus, die die gelehrten <70> Grammatiker Synalöphe nennen (und wenn dies die Leser nicht beachten, klingt der Rhythmus der Worte entstellt). Dabei bleiben die Buchstaben bisweilen im Schriftbild erhalten, bisweilen aber werden sie weggelassen nach Art des Hebräischen, wo man, wie es heißt, ganze Buchstaben beim Schreiben – gerade wie bei der Synalöphe – auszulassen und zu überspringen pflegt. Das bedeutet aber nicht, daß der Text dieses <75> Werkes durch kunstvolle metrische Regeln gebunden wäre, vielmehr verlangt er durchgehend nach der Figur des Homoioteleutons. Es fordern nämlich in dieser Dichtung die Wörter einen Endklang, der mit dem vorausgehenden Endklang korrespondiert und ihm ähnlich ist, und sie läßt das ganze Werk hindurch nicht nur zwischen zwei Vokalen, sondern auch zwischen anderen Buchstaben sehr häufig synalöphische Verschmelzung zu. Geschieht dies nicht, führt die wiederholte Buch<80>stabenhäufung zu einem unangemessenen Klang der Sätze. Bei genauem Hinsehen können wir feststellen, daß wir auch in der Umgangssprache nicht selten ebenso verfahren. Die poetische Gestaltung der Sprache dieser Dichtung stellt demnach ihre Forderungen an den Leser: er muß auf leichte und gleitende synalöphische Verschleifung achten; andererseits fordert sie vom Verfasser die Einhaltung des Homoioteleutons, das <85> heißt der gleichklingenden Wortausgänge. Der Sinnzusammenhang muß in dieser Dichtung manchmal über zwei oder drei oder gar vier Verse hinausgreifen, damit den Lesern recht deutlich werde, was der Text sagen will. Nicht selten findet sich hier die Verbindung i mit o (und analog die Verbindung von i mit einem der übrigen Vokale) und zwar so, daß das eine Mal die beiden Vokale auch in I der Aussprache als selbständige Vokale erhalten bleiben, ein anderes Mal jedoch die zwei Vokale in der Aussprache verschmelzen, dann nämlich, wenn der erste Vokal kon<90>sonantisch wird. Auch eine doppelte Negation, die im Lateinischen die Aussage bekräftigt, bedeutet in unserem Sprachgebrauch praktisch immer eine Verneinung, und wenn ich dies bisweilen auch hätte vermeiden können, habe ich doch mit Rücksicht auf die Umgangssprache mich bemüht, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entsprechend zu schreiben. Die Eigenart dieser Sprache erlaubte mir auch nicht, in jedem <95> Fall Numerus und Genus beizubehalten. Manchmal habe ich nämlich ein lateinisches Maskulinum in dieser Sprache als Femininum wiedergegeben, und auch die übrigen Geschlechter habe ich notgedrungen in ähnlicher Weise geändert; den Plural habe ich gegen den Singular und den Singular gegen den Plural ausgetauscht, und so konnte es nicht ausbleiben, daß ich mich ziemlich häufig eines Barbarismus und Solözismus schuldig machte.

<100> Deutsche Beispiele all dieser erwähnten Verstöße könnte ich aus meinem Buch hier aufführen; doch möchte ich den Spott der Leser vermeiden. Wenn nämlich die ungeschliffenen Worte einer bäurischen Sprache in die feine Glätte des Lateinischen eingestreut werden, ruft das bei den Lesern spöttisches Gelächter hervor. Diese unsere Sprache gilt in der Tat als bäurisch, weil sie von denen, die sie sprechen, zu keiner Zeit durch schriftliche Fixierung oder durch

irgendeine Art grammatisch-rheto<105>rischer Studien kultiviert wurde. Unsere Landsleute nämlich überliefern nicht, wie viele andere Völker, die Geschichte der eigenen Vorfahren der Nachwelt und sie verherrlichen auch nicht deren Taten und Leben in liebevoller Bewunderung ihres verdienten Ruhms. Wo dies, selten genug, doch einmal geschieht, wählen sie für ihre Darstellung lieber die Sprache fremder Völker, das heißt der Römer oder Griechen. Sie hüten <110> sich vor Fehlern in den fremden Sprachen, in der eigenen scheuen sie sie nicht. Bei fremden Sprachen schrecken sie davor zurück, sich auch nur mit einem einzigen Buchstäblein gegen die Grammatik zu verfehlen, – und die eigene Sprache bringt beinahe mit jedem Wort einen Fehler hervor. Es ist erstaunlich, daß so bedeutende Männer, eifrige Anhänger der Wissenschaft, Männer von außerordentlichem Abwägungsvermögen und voller geistiger Beweglichkeit, groß durch Weisheit und hervorragend durch Frömmigkeit, alle diese Fähigkeiten zum Ruhm einer frem<115>den Sprache einsetzen und im Schreiben der eigenen keine Übung haben. Und dennoch ziemt es sich, daß das Menschengeschlecht, auf welche Art auch immer, sei es in einer fehlerhaften, sei es in einer höchst kultivierten Sprache, den Schöpfer aller Dinge lobt. Er nämlich hat ihnen das In-lstrument der Sprache gegeben, damit sie in ihr sein Lob erklingen lassen. Er erwartet von uns ja nicht die Schmeichelei glatter Worte, sondern die <120> fromme Ausrichtung unseres Denkens und viele in frommem Eifer geschaffene Werke, nicht leeren Lippendienst.

Der Text ist unter dem Gesichtspunkt der Sprachreflexion in mehrfacher Hinsicht interessant. Im folgenden werden angesprochen: 1. die Bewertung der strukturellen/stilistischen Eigenschaften des Deutschen; 2. die Tradition des Verfassens sakraler Texte in der Volkssprache; 3. die angedeutete Kritik an der Rhetorik und das Konzept der ‚natürlichen Volkssprache'; 4. die Vergegenständlichung von Sprache und das Lob des Sprachvolks.

Zu 1: Die Bewertung der strukturellen/stilistischen Eigenschaften des Deutschen

Die hierarchische Perspektive, aus der Otfrid schreibt, ist unübersehbar: Das Deutsche (Fränkische) wird in seinen Eigenschaften über das Lateinische bestimmt, das in jeder Hinsicht den Maßstab bildet. Strukturelle und stilistische Kennzeichen des Deutschen – Spezifika der Lautung, der Schreibung, der Negation, der Bildung von Numerus, Kasus und Genus, der grammatisch-rhetorischen Gestaltung – werden nicht als Kennzeichen einer eigenständigen Sprache wahrgenommen, sondern ausschließlich in ihrer Relation zum sprachlichen Ideal, als Abweichung von der ‚eigentlich richtigen' Größe Latein, einer der drei „édilzungen". Besonders deutlich zeigt das Otfrids Verwendung der Bezeichnungen *Barbarismus* und *Solözismus*. Mit diesen Ausdrücken der antiken Grammatik und Rhetorik werden Fehler auf der Wort- bzw. auf der Satzebene in derjenigen Sprache bezeichnet, in der man schreibt, was für die Verfasser der

römisch-antiken und spätantiken Lehrbücher in jedem Fall das Lateinische war. Zwar besitzt Otfrid den Mut, nach den Regeln des Deutschen zu schreiben, doch liegen für ihn solche Barbarismen und Solözismen nicht dann vor, wenn er gegen die Regeln *des Deutschen* verstößt, sondern wenn eine deutsche Form lexikalischen oder syntaktischen Spezifika *des Lateinischen* widerspricht (– daß daneben auch die in Texten dieser Gattung übliche Bescheidenheitstopik Otfrid zu dem Selbstvorwurf veranlaßt haben mag, ändert daran nichts). Insgesamt erinnert manches an dieser zeitgenössischen Beschreibung des Deutschen in seinem Verhältnis zum Lateinischen an die Art und Weise, wie ab dem 17. Jahrhundert die Verwendung deutscher Dialekte an Stelle des Hochdeutschen begründet wird – die Haltung des Autors ist entschuldigend, ein wenig trotzig die eigene Sprache bzw. Varietät verteidigend.

Zu 2: Die Tradition des Verfassens sakraler Texte in der Volkssprache

Obgleich Otfrid sich eines Wertgefälles zwischen Latein und Deutsch so sehr bewußt ist, daß er aus Furcht vor Spott in seinem Brief nicht einmal deutschsprachige Beispiele heranzieht, steht er mit seiner Verwendung einer Volkssprache für die Formulierung sakraler Inhalte doch wieder in einer eigenen, wenn auch zu seiner Zeit nur ansatzweise etablierten Tradition. Die römische Kirche mag volkssprachlichen religiösen Texten, insbesondere volkssprachlichen Bibeln, aus theologischen Gründen und solchen der kirchlichen Traditionssicherung im Mittelalter ablehnend gegenübergestanden haben, doch ist ihr andererseits die praktische Notwendigkeit solcher Texte zum Erreichen breiter Bevölkerungsgruppen sehr wohl gegenwärtig. Schon früh wurde zumindest für Teile der Liturgie die Volkssprache gefordert und vorsichtig zugestanden, etwa auf der Synode der fränkischen Kirche in Frankfurt, die 794 unter Leitung Karls des Großen tagte („in omni lingua deus adoratur", Zitat aus dem Synodalbeschluß, in: MGH, Conc. II, 1, 171). Als Begründung konnte man auf die Bibel selbst verweisen, wo in der Beschreibung des Sprachenwunders zu Pfingsten zumindest die Predigt in den verschiedensten Zungen legitimiert wird. Otfrids Bemerkung gegen Ende seines Briefes, daß es Aufgabe des Menschen sei, Gott, in welcher Sprache auch immer, zu lobpreisen, und daß Gott dem Menschen eben dafür die Sprache verliehen habe, läßt sich vor diesem Hintergrund verstehen. Im Evangelienbuch selbst schließlich wird diese Forderung nach Gottes Lob in einer jeden Sprache gezielt auf das Deutsche bezogen (I, 1, 113-118 u. 123-126; nhd. Text zit. nach der Übersetzung Vollmann-Profes, S. 84):

Nu will ih scríban unser héil, evangéliono deil,
so wír nu hiar bigúnnun, in frénkisga zungun;
Thaz síe ni wesen éino thes selben ádeilo,
ni man in íro gizungi Kristes lób sungi;

Joh er ouh íro worto gilóbot werde hárto,
ther sie zímo holeta, zi gilóubon sinen ládota.
[...]
Nu fréwen sih es álle, so wer so wóla wolle,
joh so wér si hold in múate Fránkono thíote,
Thaz wir Kríste sungun in únsera zungun,
joh wír ouh thaz gilébetun, in frénkisgon nan lóbotun!

So will ich jetzt daran gehen, unser Heil zu besingen, eine evangelische Geschichte zu schreiben, | und zwar so, wie ich hier begonnen habe: in der Sprache der Franken – | damit sie nicht als einzige darauf verzichten müssen, | daß man in ihrer Sprache Christi Lob singe; | damit vielmehr auch auf Fränkisch er gepriesen werde, | der sie zu sich geholt, in seinem Glauben versammelt hat. | [...] Nun mögen sich alle freuen, die guten Willens sind, | alle, die dem Volk der Franken wohlwollen, | daß wir Christus in unserer Sprache preisen konnten | und es uns vergönnt war, sein Lob auf Fränkisch zu singen.

Die bei Otfrid begegnende Erklärung für die menschliche Sprachfähigkeit (damit der Mensch Gott lobe), bleibt im übrigen ein Topos bis in die frühe Neuzeit hinein: Nicht zuletzt deshalb hat „GOTT der Herr [...] den Menschen vor allen anderen Creaturen redend erschaffen", damit er „seinen Schöpffer allewege preisen" kann (Overheid 1665, 3); mittels der Sprache bringen wir Gott „das schuldige Lobopffer unsrer Lippen dar" (Harsdörffer 1692, III, 31), kann der Mensch „mit seinem Neben-Menschen vnd wohl auch mit GOtt vnd seinen H. Englen" „*Comercij* oder Gemeinschafft [...] pflegen" (Parnassus Boicus, 1722, 7).

Zu 3: Die angedeutete Kritik an der Rhetorik und das Konzept der ‚natürlichen Volkssprache'

Gott, so stellt Otfrid gegen Ende des Briefes fest, erwarte echte Frömmigkeit von den Menschen, nicht „die Schmeichelei glatter Worte" („verborum adulationem politorum"), keinen „leeren Lippendienst" („labrorum inanem servitiem"). Unabhängig davon, ob Otfrid damit ganz speziell die eleganten Latinisten der Karlischen Renaissance kritisieren wollte, wird an dieser Stelle ein sprachreflexiver Topos formuliert, der sich, dann jedoch außerhalb eines religiösen Kontextes, bis auf die antike Rhetorikkritik zurückverfolgen läßt: die Kritik an einer stilistisch aufwendigen, aber inhaltsleeren und nicht von einem bestimmten kommunikativen Ethos getragenen Sprache (ausführlicher zur Rhetorik und ihrer Kritik Kap. 4.1 und 6.5). Zwei Forderungen sind letztlich in dieser Kritik impliziert, eine zeichentheoretische und eine kommunikative. Die zeichentheoretische Forderung ist die nach einer Kongruenz von Sprache und Wirklichkeit – daß also den Sprachzeichen tatsächlich Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit entsprechen mögen, so daß umgekehrt über das

Sprachzeichen ein geistiger Zugriff auf die Wirklichkeit möglich ist –, die kommunikative Forderung ist die nach der Aufrichtigkeit der Kommunikationspartner.

Beide Forderungen begegnen in der Geschichte der Sprachreflexion immer wieder und könnten den Status universeller Maximen der Sprachreflexion zugesprochen bekommen. Die Existenz alternativer Maximen zu bestimmten Zeiten und für bestimmte gesellschaftliche Gruppen (z.B. das alamodische Konversationsideal des 17. Jahrhunderts) wäre damit nicht geleugnet, behauptet wäre allerdings, daß die Forderungen nach einer Kongruenz von Sprache und Wirklichkeit und nach kommunikativer Aufrichtigkeit für weite Teile der Gesellschaft zu fast jeder Zeit ebenso selbstverständlich sind wie z.B. die Annahme, daß die zentrale säkulare Funktion der Sprache die der Kommunikation ist. Ein Blick in griechische, lateinische, englische, französische und andere Texte zeigt zudem, daß diese Forderungen natürlich nicht auf den deutschsprachigen Raum beschränkt sind.

In Otfrids Kritik sind allerdings nicht nur die erwähnten Forderungen impliziert, sondern zugleich die Annahme, daß es eine Erscheinungsform der Sprache gibt, die auf keinen Fall eine Sprache *glatter Worte* und des *leeren Lippendienstes* ist: die Muttersprache. In den im Mittelalter nur vereinzelt anzutreffenden, zur Frühen Neuzeit hin aber stark zunehmenden Argumentationen zur Aufwertung der Volkssprachen gegenüber dem Lateinischen ist es stets die Volkssprache, die als schlichter, weniger verbildet, natürlicher und besser geeignet zum Ausdruck von Gefühlen gilt; wem der Mund, wie es später bei Luther heißt, wegen eines vollen Herzens übergeht (im »Sendbrief vom Dolmetschen«), der wird nach verbreiteter Ansicht ganz selbstverständlich in die Muttersprache verfallen. Mehr als impliziert ist dies allerdings bei Otfrid nicht, und auch diese bloße Andeutung eines Lobs volkssprachlicher Schlichtheit hat sicher einiges von dem Versuch, aus der argumentativen Not eine Tugend zu machen: Angesichts der Dominanz des Lateinischen in wichtigen Textsorten, angesichts seines hohen Ansehens und seiner faktisch überlegenen Möglichkeiten lexikalischer Differenzierung (zumindest in einigen Fachsprachen) bleibt Otfrid kaum eine andere Möglichkeit, als die Schlichtheit der Volkssprache zu einem besonderen Wert zu deklarieren.

Spätestens mit dem Humanismus allerdings werden Schlichtheit und Natürlichkeit der Muttersprache zum explizit positiv bewerteten sprachreflexiven Topos. Die in Deutschland verbreiteten Darstellungen der Babylonischen Sprachverwirrung stellen die Volkssprache Deutsch zeitlich auf eine Stufe mit dem Lateinischen, bisweilen sogar ihr voran, und die Spuren der von der Sprachmystik vorausgesetzten „Sprache des Paradieses" werden von dem Görlitzer Visionär Jakob Böhme in den Wörtern des Deutschen und nicht in denen des Lateinischen, der Sprache der uninspirierten „Buchstaben-Gelehrte[n]", gesucht. Den Mitgliedern der barocken Sprachgesellschaften gilt das Deutsche aufgrund seiner vermeintlichen onomatopoetischen Qualitäten als „in rerum

natura" verankert, d.h. als „natürlicher" und damit referentiell zuverlässiger als die anderen Sprachen Europas (dazu Kap. 3.1 und 3.2).

Zu 4.: Die Vergegenständlichung von Sprache und das Lob des Sprachvolks

In sprachreflexiven Texten begegnen häufig Vergegenständlichungen, darunter meist Personifizierungen von Sprache. In Otfrids Text sind dies: Sprachen können etwas *nicht gewöhnt* sein (*lingua insueta*), können sich (grammatischen) *Zügeln fügen* (*lingua insueta capi regulari freno grammaticae artis*), etwas *fordern* (*lingua quaerit*), sich *sträuben* bzw. etwas *scheuen* (*lingua horrescit*), bestimmte phonologisch-graphematische Verbindungen *nur mühsam eingehen* (*nulli se caracteri aliquotiens in quodam sono, nisi difficile, jungens*), etwas *gestatten* bzw. *erleiden* (*lingua patitur*). Zum Teil erklären sich solche Hypostasierungen rein darstellungstechnisch: Da die Sprache in metasprachlichen Kommentaren selbst zum Gegenstand wird, ist es nicht ungewöhnlich, diesen Gegenstand aus seinen ihn bedingenden Bezügen herauszulösen und ihm Eigenschaften zuzusprechen, die tatsächlich nur seinen menschlichen Benutzern, den Sprechern, zukommen können, die über ihn verfügen, ihn in der Verwendung gestalten. Der Einsatz personifizierender Metaphern ist dann nicht viel mehr als eine Redeweise.

Nicht selten allerdings nimmt die Vergegenständlichung von Sprache Züge an, die sich nicht mehr darstellungstechnisch erklären lassen. Was sich bei Otfrid nur andeutet, führt in der Frühen Neuzeit zu ausgeprägten Anthropomorphisierungen: Die deutsche Sprache begegnet als *Jungfrau*, *Magd*, *Kaiserin*, *Bettlerin*, *Knechtin*, *Mutter*, *Tochter* etc.; sie ist *mildreich*, *freygebig*, *höflich*, *treu*, *redlich* etc.; ihre Sprecher können sie *verarmen*, *schänden*, *verschandflecken*, ihr *die Zähne ausbrechen*, sie *schamrot* und *sprachlos* machen etc. Wie an anderer Stelle noch zu zeigen sein wird, stellen derartige Vergegenständlichungen letztlich den Versuch dar, Sprache als ein Mittel kultureller und politischer Identität zu bestimmen. Impliziert ist dabei die Auffassung, daß eine Sprache zugleich Abbild und Träger gesellschaftlicher (darunter ethisch-moralischer etc.), kultureller (darunter ästhetischer etc.) und politischer Werte und Überzeugungen einer Sprachgemeinschaft ist. Indem sie Träger dieser Werte und Überzeugungen, d.h. nicht nur deren passives Abbild ist, vermag sie auch, als politisches und kulturelles Symbol zu wirken und die in ihr ‚enthaltenen' Qualitäten auf ihre Sprecher, im Guten wie im Schlechten, zu übertragen. Nur auf der Basis dieser Annahme sind die in der Geschichte der Sprachreflexion so verbreiteten Vorstellungen zu erklären, daß mit einem Sprachverfall ein Sittenverfall einhergehe oder daß umgekehrt der Jugend durch eine erfolgreiche Spracherziehung bestimmte moralisch-sittliche Werte vermittelt werden könnten.

Solche expliziten Vergegenständlichungen von Sprache finden sich bei Otfrid nicht. Was allerdings bereits begegnet, ist das emphatische Lob des Sprachvolks, dem dann in Texten späterer Jahrhunderte das Lob der Sprache an die Seite gestellt wird, so daß die erwähnte Parallelisierung von Sprache und Sprechern in vollem Umfang möglich wird. Otfrids Frankenlob, mit dem er seinerseits wieder in Texttraditionen steht (speziell der »Historia Francorum« des Fredegar), ist im Text des Evangelienbuchs selbst enthalten, und es umfaßt folgende Positionen (I, 1, 59ff.): Kühnheit/Tapferkeit *(kuanheit, baldi)*, intellektuelle Qualitäten *(wízzi)*, Wohlstand *(ríhiduam)*, Geschick in der Waffenführung („zi wáfane snelle"), Dominanz über die Nachbarvölker („Líut sih in nintfúarit, thaz iro lánt ruarit, | ni sie bi íro guati in thíonon io zi noti"), Vornehmheit der Abstammung (von Alexander dem Großen: „sie in síbbu joh in áhtu sin Alexándres slahtu"), Freiheit von Fremdherrschaft („Odo in érdringe ánder thes bigínne | in thihéinigemo thíete, thaz ubar síe gibíete"), Tapferkeit und Klugheit der Könige *(snelli, wízzi)*, Gottesfurcht („góte thionontị").

Daß bei Otfrid die spezifisch sprachbezogenen Aspekte des Kulturpatriotismus noch nicht ausgebildet sind, das Lob sich auf die Franken selbst beschränkt und die Legitimierung der Muttersprache noch äußerst behutsam formuliert wird, ist offensichtlich. Wie stark der apologetische Charakter seines Textes ist, zeigt sich an der Bemerkung, das Deutsche sträube sich gegen den Buchstaben y, verwende dagegen häufig k und z, „Buchstaben, von denen die Grammatiker sagen, sie seien überflüssig". Ganz selbstverständlich sind hier die Grammatiker des Lateinischen gemeint (– wobei die Aussage, daß die lateinischen Grammatiker *k* und *z* für überflüssig halten, nicht ganz den Tatsachen entspricht, in Priscians »Institutiones grammaticae« I, 14 finden sich lediglich Ausführungen zum *k*; denkbar ist, daß die Bemerkung über den Nutzen von *k* und *z* dem Text von anderer Hand im nachhinein zugesetzt wurde, dazu Patzlaff 1975). Auf dem Höhepunkt des barocken Sprachpatriotismus verläuft die Argumentation genau umgekehrt: Einem strengen Puristen wie Philipp von Zesen sind c, q und y als ‚undeutsche' Buchstaben „so viel nütze als das fünfte rad am wagen" (1651, 146), und konsequent schreibt er nicht *Cicero*, sondern *Zizero*, nicht *Quintilian*, sondern *Kwintilian*.

Wie Otfrids Text zeigt, schlägt sich die frühe Reflexion über das Deutsche letztlich als Lob oder Kritik einzelner seiner Merkmale nieder. Dabei ändern sich einige der Argumentationen das gesamte Mittelalter hindurch, bis in die Frühe Neuzeit hinein, nur geringfügig:

– das Deutsche ist stilistisch ungelenk, unelegant: »Pilatus«-Fragment, Ende 12. Jahrhundert: Das Deutsche besitzt „herte", es ist „laz" (‚träge', ‚schwerfällig'; zit. nach Weinhold 1877); Epilog des »Moriz von Crâun«, um 1220/1230: das Deutsche ist „arn" (‚arm'), zwingt bei metrischer Gestaltung zum Aufspalten der Wörter (zit. nach Pretzel 1955); Vorwort der Übersetzung von Wilhelm Durandus' »Rationale divinorum officiorum«, 1384: das Deut-

sche ist „von alters her die mynniste [= ‚geringste', A. G.] und gegen latein di wildiste [zunge]" (zit. nach Buijssen 1966);

– das Deutsche kann als Zielsprache von Übersetzungen und Entlehnungsvorgängen vom Kontakt mit dem Lateinischen und Griechischen nur profitieren: Walahfrid Strabo, 840: durch Entlehnungen partizipiert das Deutsche an der „Weisheit der Griechen und Römer" (lat. Text in Migne: Patrologiae cursus completus, series latina, Bd. 114, Sp. 926D); noch 1478, bei Niclas von Wyle: „dz ain ÿetklich tütsch / dz usz gůtẽ zierlichen vnd wol gesatztẽ latine gezogen vñ recht vñ wol getrãferÿeret wer; ouch gůt zierlich tütsche vñ lobes wirdig / haissen vñ sin müste / vñ nit wol verbessert werdñ möcht" (»translatzen«, Vorwort), ein aus gutem Latein übersetztes Deutsch wird ebenfalls stilistisch gelungen sein;

– das Deutsche ist als Volkssprache die jedem verständliche Sprache (in der Häufigkeit stark zunehmendes Argument): Johannes Tauler: „Nu wil ich sprechen einen sin den nút ein iekliches verstot, und doch sprich ich iemer gut tútsch" (zit. nach Vetter 1968, 144) – Taulers Text wird nicht von jedem verstanden werden, obgleich der Autor „immer gutes Deutsch" verwendet, m. a. W.: die Verständnisprobleme liegen im inhaltlichen Bereich, nicht aber im sprachlichen, denn das „gute Deutsch" ist für jeden verständlich; Chroniken der niederrheinischen Städte, 1499: lateinische Chroniken sind geschrieben „vur die latinschen ind geleirde man", die deutschen Chroniken dagegen sind für „vernunftige leien, die ghein latin verstain" (»Koelhoffsche Chronik«, 256f.);

– das Deutsche (bzw. eine seiner regionalen Varietäten) ist die einem Sprecher seit seiner Geburt durch die Erziehung vermittelte und daher seiner Herkunft und seinem Naturell gemäße Sprache: Ebernand von Erfurt betont um 1220, er sei ein Thüringer „von art geborn", verwende daher sein heimisches Idiom und habe sich nicht zu einer anderen Varietät gezwungen („hête mîne zungen | an ander wort getwungen"); wer eine Sprache verwendet, die er nicht beherrscht („der sich der sprâche zucket an, | der er niht gefuogen kan"), gebärde sich wie ein Affe (»Heinrich und Kunigunde«, hrsg. R. Bechstein, Z. 4467–4474); Hugo von Trimberg, um 1300: „ein ieglicher mensche sprichet gern | die sprache, bi derz ist erzogen".

Neben diesen Äußerungen, die auf das Deutsche in seiner Eigenschaft als Volkssprache (d. h. insbesondere im Gegensatz zum Lateinischen) zielen, stehen Bemerkungen, die seine dialektgeographische Binnengliederung zum Gegenstand haben. Dabei wird entweder pauschal zwischen mehreren Großräumen unterschieden (meist zwei) oder aber zwischen einzelnen Dialekten. Gelegentlich werden solche Unterscheidungen vor dem Hintergrund der (impliziten) Annahme einer über den Einzelvarietäten stehenden Hochsprache getroffen, oder es wird eine bestimmte Varietät als Hochsprache ausgewiesen:

– Differenzierung in Großräume: Berthold von Regensburg stellt im 13. Jahrhundert fest, „daz die Niderlender und die Oberlender gar unglîch sint

an der sprâche und an den siten" (zit. nach der Ausgabe der Predigten von F. Pfeiffer, Nachdruck Berlin 1965, Bd. 1, 250f.), *Oberländer* seien diejenigen aus der Züricher Gegend und aus dem Bodenseeraum, *Niederländer* stammten aus Sachsen;

– Differenzierung in einzelne Dialekte, dabei (implizite) Annahme der Existenz einer überregionalen Hochsprache bzw. eines bestimmten Dialektes als hochsprachlicher Varietät: Albrecht von Halberstadt schickt 1210 seiner Übersetzung von Ovids »Metamorphosen« die Bemerkung voraus, er als Niedersachse beherrsche das Deutsche nur unzureichend; Nicolaus von Jeroschin entschuldigt sich im Zusammenhang mit seiner Übersetzung der Deutschordenschronik (zwischen 1335 und 1341), daß er nur wenig Deutsch („lutzil dûtschis") beherrsche (zit. nach der Ausgabe v. F. Pfeiffer, I, 304); Heinrich der Teichner spricht in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts von „der lantsprâch ûf und ab" und meint damit das Schwäbische (zit. nach Socin 1888, 109); Hugo von Trimberg erkennt um 1300 die Vielfalt der Dialekte, bewertet sie, wie auch z. B. Kleidung und Maßeinheiten, als charakteristisch für eine Region, stuft sie zugleich aber alle als „tiutsch" ein (zit. nach Socin 1888, 116f.):

Swer tiutsch wil ebene tihten,
der muoz sîn herze rihten
ûf mangerleie sprâche.
Swer waent, daz die von Âche
redent als die von Franken
dem süln die miuse danken.
Ein ieglîch lant hât sînen site,
der sîm lantvolke volget mite.
An sprâche, an mâze und an gewande
ist underscheiden lant von lande.
Der werlde dinc stêt überal
an sprâche, an mâze, an wâge, an zal;
ist aber niht tugent in diesen drîn,
schilt man si danne, daz lâze ich sîn.
Swâbe ir wörter spaltent,
Die Franken ein teil si valtent,
Die Beire si zezerrent,
Die Düringe si ûf sperrent,
Die Sahsen si bezuckent,
Die Rînliute si verdruckent,
Die Wetereiber si würgent,
Die Mîsner si wol schürgent,
Egerlant si swenket,
Osterrîch si schrenket,
Stîrlant si baz lenket,
Kernte ein teil si senket.
Bêheim, Ungern und Lamparten
houwent niht mit tiutscher barten,

Franzeis, Walhe und Engellant,
Norweg, Ybern sint unbekant
an ir sprâche tiutschen liuten.
Die lantsprâche dâ vor genant
in tiutschen landen sint bekant:
swer ûz den iht guotes nimt,
daz wol in sîn getihte zimt,
mich dunkt, der habe niht missetân,
tuot erz mit künste und niht nâch wân.

Anhang

Otfrid von Weissenburg, aus seinem Brief an den Mainzer Erzbischof Liutbert (um 868) (zit. nach: Otfrids Evangelienbuch. Hrsg. v. Oskar Erdmann. 5. Aufl., besorgt v. Ludwig Wolff. Tübingen 1965, 5-7; die Zeilenangaben folgen der Numerierung dieser Ausgabe):

Hujus enim linguae barbaries ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis, sic <60> etiam in multis dictis scriptio est propter literarum aut congeriem aut incognitam sonoritatem difficilis. Nam interdum tria u u u, ut puto, quaerit in sono, priores duo consonantes, ut mihi videtur, tertium vocali sono manente; interdum vero nec a, nec e, nec i, nec u vocalium sonos, praecavere potui: ibi y graecum mihi <65> videbatur ascribi. Et etiam hoc elementum lingua haec horrescit interdum, nulli se caracteri aliquotiens in quodam sono, nisi difficile, jungens; k et z sepius haec lingua extra usum latini-ltatis utitur, quae grammatici inter litteras dicunt esse superfluas. Ob stridorem autem interdum dentium, ut puto, in hac lingua <70> z utuntur, k autem ob faucium sonoritatem. Patitur quoque metaplasmi figuram nimium (non tamen assidue), quam doctores grammaticae artis vocant sinalipham (et hoc nisi legentes praevideant, rationis dicta deformius sonant), literas interdum scriptione servantes, interdum vero ebraicae linguae more vitantes, <75> quibus ipsas litteras ratione sinaliphae in lineis, ut quidam dicunt, penitus amittere et transilire moris habetur; non quo series scriptionis hujus metrica sit subtilitate constricta, sed schema omoeoteleuton assidue quaerit. Aptam enim in hac lectione et priori decentem et consimilem quaerunt verba in fine <80> sonoritatem, et non tantum per hanc inter duas vocales, sed etiam inter alias literas saepissime patitur conlisionem sinaliphae; et hoc nisi fiat, extensio sepius literarum inepte sonat dicta verborum. Quod in communi quoque nostra locutione, si sollerter intendimus, nos agere nimium invenimus. Quaerit enim linguae <85> hujus ornatus et a legentibus sinaliphae lenem et conlisionem lubricam praecavere et a dictantibus omoeoteleuton (id est consimilem verborum terminationem) observare. Sensus enim hic interdum ultra duo vel tres versus vel etiam quattuor in lectione debet esse suspensus, ut legentibus (quod lectio signat) apertior <90> fiat. Hic sepius i et o ceteraeque similiter cum illo vocales simul inveniuntur inscriptae, interdum in sono divisae vocales manentes, interdum conjunctae (priore transeunte in consonantium potestatem). Duo etiam negativi, dum in latinitate rationis dicta confirmant, in hujus linguae usu pene assidue negant; et

quamvis <95> hos interdum praecavere valerem, ob usum tamen cotidianum, ut morum se locutio praebuit, dictare curavi. Hujus enim linguae proprietas nec numerum nec genera me conservare sinebat. Interdum enim masculinum latinae linguae in hac feminino protuli, et cetera genera necessarie simili modo permiscui; numerum <100> pluralem singulari, singularem plurali variavi et tali modo in barbarismum et soloecismum sepius coactus incidi. Horum supra scriptorum omnium vitiorum exempla de hoc libro theotisce ponerem, nisi inrisionem legentium devitarem; nam dum agrestis linguae inculta verba inseruntur latinitatis planitiae, cachinnum <105> legentibus prebent. Lingua enim haec velut agrestis habetur,| dum a propriis nec scriptura nec arte aliqua ullis est temporibus expolita; quippe qui nec historias suorum antecessorum, ut multae gentes caeterae, commendant memoriae, nec eorum gesta vel vitam ornant dignitatis amore. Quod si raro contigit, <110> aliarum gentium lingua, id est Latinorum vel Graecorum, potius explanant; cavent aliarum et deformitatem non verecundant suarum. Stupent in aliis vel litterula parva artem transgredi, et pene propria lingua vitium generat per singula verba. Res mira tam magnos viros, prudentia deditos, cautela praecipuos, <115> agilitate suffultos, sapientia latos, sanctitate praeclaros cuncta haec in alienae linguae gloriam transferre et usum scripturae in propria lingua non habere. Est tamen conveniens, ut qualicumque modo, sive corrupta seu lingua integrae artis, humanum genus auctorem omnium laudent, qui plectrum eis dederat <120> linguae verbum in eis suae laudis sonare; qui non verborum adulationem politorum, sed quaerit in nobis pium cogitationis affectum operumque pio labore congeriem, non labrorum inanem servitiem.

Literatur

Geschichte des Wortes *deutsch*: Zusammenstellung älterer Forschungspositionen: Eggers 1970; neuere Literatur: Ehrismann 1994, Haubrichs 1993 u. 1994, Jakobs [demn.], Klein 1994, Reiffenstein [demn.], Schmidt-Wiegand [demn.], Thomas 1994 u. [demn.]

Otfrid von Weissenburg: Patzlaff 1975, Vollmann-Profe 1976, Günther 1985

Frühe Kommentare zum Deutschen: Socin 1888, Straßner 1995

1.2 Erste Ansätze einer allgemeinen Grammatik und Sprachtheorie

1.2.1 Sprachtheoretische Grundzüge (Aristoteles, die Modisten)

Wird die Skizzierung der Reflexion über das Deutsche im folgenden durch eine Beschreibung von Ansätzen der allgemeinen Grammatik und Sprachtheorie ergänzt, dann folgt dies einer Differenzierung, die in der Sprachwissenschaft selbst gang und gäbe ist: der Unterscheidung in eine Form der Sprachreflexion, die sich die Beschreibung, Normierung und Pflege einer Einzelsprache zum Ziel gesetzt hat, und eine solche, die auf die allgemeinen, übereinzelsprachlichen Strukturen von Sprache abhebt. Von einer solchen *allgemeinen Grammatik*, die durch Abstraktion aus den Grammatiken konkreter Einzelsprachen gewonnen wird, läßt sich in einem weiteren Schritt eine *philosophische Grammatik* abheben, die nicht mehr historischen Einzelsprachen bzw. deren Abstraktionen, sondern der Logik verpflichtet ist und der Konstruktion logisch-philosophischer Sprachen dient. In Francis Bacons Beschreibung von 1605 z.B. zielt die *philosophical grammar* auf die Wörter in ihrer Funktion als „footsteps and prints of reason" (S. 401). Die Grammatik konkreter Einzelsprachen und die logisch-philosophische Grammatik begrenzen als extreme Pole das Spektrum grammatikographischer Möglichkeiten.

Der Unterschied zwischen diesen verschiedenen Erscheinungsformen der Grammatik wird in der Geschichte der Sprachreflexion immer wieder hervorgehoben, wobei nicht selten *allgemeine* und *philosophische Grammatik* mehr oder weniger miteinander identifiziert und gelegentlich in toto als „universalistisch" bezeichnet werden. Universalistische Sprachauffassungen gleich welcher Art implizieren bestimmte Vorstellungen über das Verhältnis von Sprache, Denken und Wirklichkeit. Grundlegend ist die Annahme, daß die Wirklichkeit prinzipiell von allen Individuen in gleicher Weise erkannt, d.h. sinnlich wahrgenommen und kognitiv verarbeitet werden kann, und daß diese Wirklichkeitserfahrung in einem eigenen, zweiten Schritt in Sprache umgesetzt wird. Eine solche Sprachkonzeption begegnet bereits bei antiken Autoren, wenn sie auch dort noch nicht zur Beschreibung sprachlicher Tiefenstrukturen führt, wie dies in späteren Jahrhunderten der Fall ist. Als Beispiel sei die folgende Stelle aus Aristoteles' »De interpretatione« angeführt (1974, 94):

> Es sind also die Laute, zu denen die Stimme gebildet wird, Zeichen der in der Seele hervorgerufenen Vorstellungen, und die Schrift ist wieder ein Zeichen der Laute. Und wie nicht alle dieselbe Schrift haben, so sind auch die Laute nicht bei

> allen dieselben. Was aber durch beide an erster Stelle angezeigt wird, die einfachen seelischen Vorstellungen, sind bei allen Menschen dieselben, und ebenso sind es die Dinge, deren Abbilder die Vorstellungen sind.

Aristoteles gelangt zu seinen Aussagen über die allgemeinen Eigenschaften von Sprache zwar anhand des Griechischen, doch geht er davon aus, daß seine Feststellungen nicht nur für seine Muttersprache Gültigkeit besitzen. Charakteristisch für universalistische Konzeptionen ist die zeichentheoretische Dreiteilung: die *Dinge*, d.h. die Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit, werden von Aristoteles von den *Vorstellungen der Dinge* im menschlichen Bewußtsein unterschieden und diese von den *Lauten*, d.h. den lexikalischen Bezeichnungen. *Dinge* und *Vorstellungen* sind grundsätzlich für alle bzw. bei allen Menschen die gleichen (– jedenfalls gilt das für die *einfachen Vorstellungen*, komplexe, d.h. zusammengesetzte Vorstellungen, implizieren bereits Urteile, die spezifisch für einzelne Sprecher, Sprechergruppen oder Sprachgemeinschaften sind). Ferner stehen *Dinge* und *Vorstellungen* in einem Abbildverhältnis zueinander, d.h. die Menschen gelangen sozusagen automatisch zu den ‚richtigen' *Vorstellungen* (= *Abbildern*) der *Dinge*. Verschieden sind nur Lautung und Schreibung der lexikalischen Bezeichnungen, die diesen Dingen zugeordnet sind.

Bereits in dieser kurzen Beschreibung ist die eingangs erwähnte universalistische Annahme über das Verhältnis zwischen den Sprachzeichen, den Gegenständen und Sachverhalten der Wirklichkeit und dem Denken enthalten: Die Phänomene der Wirklichkeit sind der Wahrnehmung und kognitiven Verarbeitung durch den Menschen vorgegeben, und die Sprachzeichen bilden die Resultate dieses Verarbeitungsvorgangs lediglich ab. Die Verbindung, die zwischen der Lautung und der Schreibung der Sprache und dem Denken besteht, ist rein konventionell – wenig später definiert Aristoteles das Nomen als „ein[en] Laut, der konventionell etwas bedeutet" – und nicht etwa von der Art, daß die Sprache das Denken in irgendeiner Weise konstituieren würde oder daß die Wörter bestimmte metaphysische Qualitäten besäßen, wie dies in den unterschiedlichen Formen des mystisch-magischen Sprachdenkens der Fall ist. Die ontologische Zuverlässigkeit der Sprache hängt von der Genauigkeit der Zuordnung vom Sprachzeichen zum Gegenstand ab.

Was eben für die Wörter festgestellt wurde, trifft allerdings nicht in gleicher Weise auf ihre Anordnung im Satz zu. Hier gibt es in unversalistischen Ansätzen zwei unterschiedliche Möglichkeiten: Die Arbitraritätsvermutung kann auch auf die Kombination der Wörter im Satz ausgedehnt werden, oder aber die Abfolge der Wörter wird als nicht-arbiträres Abbild einer zugrundeliegenden Ordnung der bezeichneten Dinge und ihrer Erkenntnis durch den Intellekt verstanden. Die Tatsache z.B., daß das Subjekt im Lateinischen oder Deutschen dem Prädikat vorausgeht, kann dann als Ausdruck des (vermuteten) Sachverhalts gesehen werden, daß zunächst die Gegenstände selbst wahrge-

nommen werden, dann erst die ihnen zugesprochenen (prädizierten) Eigenschaften und Handlungen.

Mit Blick auf entsprechende Ansätze späterer Jahrhunderte seien die bislang angedeuteten Kennzeichen sprachuniversalistischer Theoriebildung kurz zusammengefaßt:

1. Im Bereich der Zeichentheorie werden drei Komponenten unterschieden: die Gegenstände außersprachlicher Wirklichkeit, ihr mentales Korrelat und ihr sprachlicher Ausdruck.
2. Universalistische Ansätze besitzen eine gewisse Affinität zur Auffassung von der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens, wenn auch nicht notwendigerweise seiner Verknüpfung im Satz.
3. Da die Phänomene der Wirklichkeit dem erkennenden Subjekt vorgegeben sind und die Mechanismen der Perzeption und intellektuellen Verarbeitung von Wirklichkeit bei allen Menschen grundsätzlich die gleichen sind, kann das erkenntnistheoretische Apriori in universalistischen Ansätzen nicht bei der Einzelsprache liegen. Es sind also nicht die lexikalischen Inhalte und grammatischen Strukturen der Einzelsprachen, die, pointiert formuliert, das Denken der Sprecher beeinflussen und prägen.
4. Als ideale Relation zwischen den am semiotischen Prozeß beteiligten Größen Gegenstand der Wirklichkeit, mentales Korrelat und sprachlicher Ausdruck gilt in universalistischen Sprachkonzeptionen die der Eindeutigkeit.
5. Universalistische Sprachkonzeptionen zeigen ein besonderes Interesse an syntaktischen Fragen.

Die mehrfach erwähnte Annahme einer prinzipiellen Identität der Erkenntnisvorgänge bei allen Individuen hat die Konsequenz, daß für alle Einzelsprachen, da sie ja Spiegel dieser Erkenntnisvorgänge sind, eine letztlich identische grammatische Struktur angenommen wird und die Unterschiede zwischen ihnen als unwesentlich erklärt werden. Vor allem bedingt durch die Rezeption aristotelischen Gedankenguts wird diese Auffassung zu einem Gemeinplatz der universalistischen Sprachtheorie des Mittelalters. Berühmt ist das Dictum des Roger Bacon aus dem 13. Jahrhundert, wonach die grammatische Substanz aller Sprachen ein und dieselbe sei und sie sich nur im Nebensächlichen unterschieden („grammatica vna et eadem est secundum substanciam in omnibus linguis, licet accidentaliter varietur", Bacon 1902, Kap. II, [xvii]). Auch der Autor des folgenden Textes, der einem anonymen Traktat des 14. Jahrhunderts entstammt, vertritt diese Auffassung (lat. Text s. Anhang, Nr. 1):

> Ob allen Sprachen eine einzige Grammatik zugrunde liegt? Ja, denn die Natur der Sachen, der Seinsweisen [„modi essendi"] und der Auffassungsweisen [„modi intelligendi"] sind für alle bzw. bei allen Menschen ähnlich. Dement-

> sprechend sind auch die Weisen des Bezeichnens [„modi significandi"], des Konstruierens [„modi construendi"] und des Sprechens [„modi loquendi"], welche die Grammatik konstituieren, ähnlich. Und so ist die gesamte Grammatik einer Sprache derjenigen einer anderen Sprache ähnlich und ist von der gleichen Art wie diese. Unterschiede entstehen einzig durch die verschiedenen Abwandlungen der Wörter; solche Abwandlungen sind Akzidenzien der Grammatik. Wer [also] die Grammatik einer Sprache kennt, kennt auch die einer anderen, zumindest die wesentlichen Aspekte. Der Grund dafür, daß man mit Hilfe dieser Grammatik dennoch nicht eine Sprache sprechen oder die in ihr Sprechenden verstehen kann, liegt in den Unterschieden zwischen den Wörtern und deren unterschiedlichen Abwandlungen, welche die Akzidenzien der Grammatik sind. Die Wortarten sind in den unterschiedlichen Sprachen ihrem Wesen nach dieselben und unterscheiden sich [nur] akzidentell, wie es [zum Beispiel] vorkommt, daß einige Sprachen über einen Artikel verfügen, andere nicht. Und wie sich die Wortarten – welche die Substanz der Bezeichnungsweisen sind – in den verschiedenen Sprachen nur der Zahl, nicht aber der Art nach unterscheiden, so unterscheiden sich auch die Bezeichnungsweisen selbst nur nach Zahl und nicht nach Art. Demnach gibt es in der gesamten Grammatik nur zahlenmäßige Unterschiede.

Die zentralen Aussagen lassen sich so zusammenfassen: 1. Die Wirklichkeit bietet sich allen Individuen zur kognitiven Erschließung in gleicher Weise dar; 2. die Mechanismen der kognitiven Verarbeitung der wahrgenommenen Wirklichkeit durch den Menschen sind universell; 3. die semantischen und grammatischen Prinzipien der Sprachen sind von der gleichen Art („una in specie"); 4. die Unterschiede zwischen den Sprachen sind unwesentlich („accidentaliter"), beschränken sich auf Flexion und ausdrucksseitige Gestalt der Wörter.

Auffallend in dem eben zitierten Textstück ist die konsequente Verwendung des Begriffs des *modus*. Sie begegnet an verschiedenen Stellen der mittelalterlichen Sprachtheorie und ist in besonderem Maße charakteristisch für die *grammatica speculativa* der sog. Modisten.

Die modistische Sprachreflexion, insgesamt die vielleicht intellektuell anspruchsvollste Form mittelalterlichen Sprachdenkens, erlebt ihren Höhepunkt zwischen 1270 und 1310. Kennzeichnend ist die Verbindung zweier sprachtheoretischer Annahmen: der universalistischen Überzeugung von der Allgemeinheit grammatischer Strukturen jenseits der Spezifik der Einzelsprachen mit der Annahme einer ontologischen Korrelation zwischen dieser allgemeinen Sprachstruktur, den Strukturen des Denkens und der außersprachlichen Wirklichkeit. Methodisch ist das wohl auffallendste Merkmal des Modismus, daß diese letztere Annahme von der universellen Motiviertheit menschlicher Sprache mit den Mitteln strenger Systematik belegt wird. Mit dieser Logifizierung der Grammatik unterscheidet sich der Modismus deutlich von der einzelsprachlichen Grammatikschreibung, wie sie in den für das ganze Mittelalter relevanten, vorwiegend im Unterricht verwendeten lateinischen Grammatiken

des Aelius Donatus (»Ars minor«, »Ars maior«, 4. Jh.) und Priscianus (»Institutiones grammaticae«, um 500) vorliegt. Auf den Unterricht haben die sprachtheoretischen Neuerungen daher insofern Auswirkungen, als die traditionelle Nähe von Grammatik (*grammatica*) und Rhetorik (*rhetorica*), die zusammen mit der Logik (*dialectica*) das Trivium der *septem artes liberales* bilden, nun durch eine Annäherung der Grammatik an die Logik abgelöst wird. An die Stelle einer Beschäftigung mit Grammatik, die ganz praktisch die Lektüre und Produktion von Texten gewährleisten soll, tritt die Reflexion über die Grammatik als solche.

Die Verwissenschaftlichung der Grammatikschreibung ist vor allem der Wiederentdeckung des Aristoteles in der mittelalterlichen Philosophie zu verdanken. Seine Werke, die zunächst in Übersetzungen aus dem Arabischen und auf dem Wege über Spanien Eingang ins nördliche Europa fanden, liefern bis weit in die Neuzeit hinein den Orientierungspunkt für jede dem rationalen Diskurs verpflichtete Sprachtheorie. In einzelnen Punkten, etwa hinsichtlich der sinnlich-empirischen Basis des Denkens, des Arbitraritäts-Konzeptes oder der Definition einzelner Wortarten und Satzglieder, beruft man sich noch bis ins 18. Jahrhundert explizit auf Aristoteles.

Die Verpflichtung auf eine bestimmte Methode, deren Folge wiederum eine weitgehend einheitliche Terminologie ist, ist einer jener Aspekte, die der modistischen Grammatik einen übernationalen Charakter verleiht. Auch die Tatsache, daß das Lateinische und nicht eine jeweilige Volkssprache sowohl die Beschreibungssprache der Grammatiker wie auch der gemeinsame Ausgangspunkt der universalgrammatischen Forschung ist, trägt zur Internationalität des Ansatzes bei. So stammen die Autoren der einschlägigen Arbeiten aus unterschiedlichen Ländern und wirken in unterschiedlichen Zentren (darunter Paris und Erfurt), bilden aber dennoch so etwas wie eine einheitliche sprachtheoretische Schule.

Der Modismus entwickelt sich in mehreren Phasen. Seine Vorläufer sind Persönlichkeiten wie Wilhelm von Conches (um 1080–1154) und dessen Schüler Petrus Helias (Wirkungszeit um 1140). Deren Auseinandersetzung mit Priscian – charakteristisch ist vor allem Wilhelms Vorwurf, Priscian habe die Wortarten nicht hinsichtlich ihrer grammatischen Funktion bestimmt – bedeutet zugleich eine Auseinandersetzung mit der antik-griechischen Grammatiktradition, d.h. mit Dionysios Thrax (um 100 v. Chr.) und Apollonius Dyskolos (2. Jh.), denen Priscian, wie alle Grammatiker des Lateinischen, stark verpflichtet war. Deutlich universalistische Züge tragen dann, im 13. Jahrhundert, die Arbeiten von Roger Bacon, Robert Kilwardby und Robert Grosseteste. Zu den im engeren Sinne modistischen Autoren schließlich zählen unter anderem die Dänen Martinus Dacus (Martin von Dacien, = Dänemark), Boethius Dacus – er verwendet erstmals den Begriff *modus significandi* –, Johannes Dacus und Simon Dacus, des weiteren Radulphus Brito (die »Questiones super Priscianum Minorem«, um 1300, gelten als ein Hauptwerk des Modismus),

Siger de Courtrai und Thomas von Erfurt. Thomas, der vermutlich in Paris studierte und den Großteil seines Lebens in Erfurt verbrachte, legt mit seiner zwischen 1300 und 1310 verfaßten »Grammatica speculativa« einen Text vor, der häufig als Höhepunkt der spekulativen Grammatik des Mittelalters betrachtet wird. Aus ihm sollen im folgenden, im Anschluß an die Darstellung einiger zentraler Kategorien modistischer Grammatik, mehrere Passagen zitiert werden.

Zuvor sei angemerkt, daß eine Überblicksdarstellung modistischer Kategorien stets etwas Idealtypisches hat. Die begrifflichen und terminologischen Systeme der Modisten verhalten sich nämlich weder zueinander absolut kongruent, noch sind die einzelnen Systeme in sich widerspruchsfrei. Die folgenden Ausführungen orientieren sich daher vorwiegend an der Begrifflichkeit und Terminologie des Thomas von Erfurt. Die deutschen Übersetzungen lateinischer Termini sollen dabei nicht mehr als Orientierungen vermitteln, da sie sich nur ansatzweise auf neuere Kategorien abbilden lassen.

Immer wieder, d.h. nicht nur bei Thomas begegnende Termini sind:

vox	Phonetisch-phonologische Form des sprachlichen Zeichens (Lautkette) (von Donat als „aer ictus sensibilis auditu", als ‚hörbare Bewegung der Luft' beschrieben)
dictio	‚Wort' als Einheit aus Ausdrucks- und Inhaltsseite (in etwa dem modernen Begriff des ‚Lexems' entsprechend)
pars orationis	Wortart
modus essendi	Seinsweise
modus intelligendi	Auffassungsweise
modus significandi	Bezeichnungsweise.

Die Bezüge zwischen diesen Größen seien unter zwei Gesichtspunkten beschrieben, zunächst ausgehend von den Kategorien der Wirklichkeit und des Denkens, anschließend ausgehend von den sprachlichen Kategorien.

Die Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit sind in bestimmten Seinsweisen (*modi essendi*) gegeben und besitzen daher unterschiedliche Eigenschaften (*proprietates rerum*). Der Verstand des Menschen erfaßt nun diese Seinsweisen (Eigenschaften) der Dinge: „[...] intellectus rei proprietas significat, concipit vel apprehendit" und „modus essendi dicit proprietatem rei absolute" (»Grammatica speculativa«, III, 7 u. IV, 8; so auch Siger de Courtrai: „intellectus comprehendit modum essendi seu proprietatem ipsius rei", Siger de Courtrai 1913, 94). Der Verstand vermag dies aufgrund der ihm eigenen Auffassungsweisen (*modi intelligendi activi*). Die Eigenschaften der Dinge liegen dann im Bewußtsein als verstandene vor, als *modi intelligendi passivi*. Die

kognitiv erfaßten Eigenschaften der Dinge werden dann mittels der *modi significandi* mit Ausdrucksseiten (*voces*) verknüpft. Das Resultat ist ein hinsichtlich seiner lexikalischen und grammatischen Bedeutung mit der Wirklichkeit kongruentes Sprachzeichen.

Die *modi significandi* sind in verschiedener Hinsicht untergliedert: in *activus* und *passivus*, in *absolutus* und *respectivus*, in *essentialis* und *accidentalis*. Von besonderer Bedeutung ist die letztere Differenzierung: Der *modus significandi essentialis* drückt das ‚Wesen' einer *pars orationis* aus, z.B., als *modus entis et permanentis*, ‚*substantia*' (bei Substantiven und Pronomina), während der *modus significandi accidentalis* die unterschiedlichen Erscheinungsformen dieses Wesens ausdrückt, z.B. Numerus, Genus, Kasus, Modus etc.

Ausgehend von den sprachlichen Größen (*vox*, *dictio* und *pars orationis*), läßt sich die modistische Zeichentheorie in ihren Grundzügen so beschreiben:

Die Lautkette (*vox*) wird durch ihren Bezug auf den Gegenstand der Wirklichkeit (also durch die Bezeichnungsrelation, die *ratio significandi*) zum Zeichen (*signum*), in der Form eines Wortes (*dictio*) (Thomas von Erfurt 1972, I, 3 u. II, 4). Anders formuliert: Der menschliche Verstand (*intellectus*) weist einem Gegenstand der Wirklichkeit eine Lautkette (*vox*) zu, das Resultat ist die *dictio*. Diese *dictio* entspricht in etwa einem Lexem: Sie besitzt eine referentielle Einzelbedeutung, die *significatio*.

Zugleich spricht der *intellectus* der *dictio* eine syntaktische Bedeutung (Funktion) zu, die *consignificatio*. Durch sie wird die *dictio* zur Wortart (*pars orationis*). Je nach Art der *consignificatio*, die von den Gegebenheiten der Wirklichkeit abhängt, entsteht eine unterschiedliche Wortart: Ist die *consignificatio* ‚Sache', dann handelt es sich bei dem sprachlichen Element um ein Substantiv (d.h. es hat die syntaktische Funktion eines Substantivs), ist die *consignificatio* ‚Handlung', dann handelt es sich um ein Verb (d.h. das sprachliche Element hat die syntaktische Funktion eines Verbs).

Die Bedeutungszuweisung durch den Verstand geschieht mittels der *modi significandi*.

Zusammenfassend:

vox	+	*significatio*	=	*dictio*
Lautkette	+	referentielle Bedeutung	=	(Lexem)
dictio	+	*consignificatio*	=	*pars orationis*
(Lexem)	+	syntaktische Bedeutung	=	Wortart.

Wenn festgestellt wurde, daß die *dictio* in etwa einem Lexem entspricht, dann bezieht sich das auf ihre referentielle Bedeutung. Syntaktisch dagegen ist die *dictio* noch kein vollständiges Wort. Betrachtet man sich nämlich ein vollständiges Wort, d.h. ein konkretes Element des Wortschatzes wie, um ein deutsches Beispiel zu wählen, „Fahrt", so enthält es sehr wohl bereits die *significa-*

tio wie auch die *consignificatio*: Neben seiner referentiellen Bedeutung (*significatio*) hat es die *consignificatio* ‚Sachverhalt' und ist damit auf die Wortart ‚Substantiv' festgelegt. Bei der *dictio* ist eben das aber nicht der Fall. Man dürfte sich daher die *dictio* tatsächlich nicht als ein im Wortschatz realisiertes Lexem, sondern eher als ein lexikalisches Stamm-Morphem vorstellen ({fahr-}), mit der diesem eigenen referentiellen Bedeutung (*significatio*). Zu diesem Stamm-Morphem tritt, je nach den vorliegenden Gegebenheiten der Realität, entweder die *consignificatio* ‚Sachverhalt' oder die *consignificatio* ‚Handlung'. Dadurch entsteht im ersten Fall die *pars orationis* Substantiv („Fahrt"), im zweiten Fall die *pars orationis* Verb („fahren"). Beide *partes orationis*, „Fahrt" und „fahren", haben dieselbe referentielle Bedeutung (*significatio*), aber eine unterschiedliche grammatische Bedeutung (*consignificatio*). Unter Rückgriff auf das Begriffssystem der *modi* läßt sich auch sagen: „Fahrt" und „fahren" beinhalten unterschiedliche *modi significandi*: „Fahrt" beinhaltet den *modus entis et permanentis* (d.h. für Sachverhalte), „fahren" den *modus esse et fluxus* (d.h. für Handlungen).

1.2.2 Die »Grammatica speculativa« des Thomas von Erfurt

Diese vergleichsweise abstrakte Darstellung des modistischen Systems soll durch einige Zitate aus Thomas' »Grammatica speculativa« ergänzt werden. Die ausgewählten Textstellen behandeln diese Gegenstände: 1. das Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit; 2. die Gliederung der Wirklichkeit in ‚Sachverhalte' und ‚Handlungen', Nomen und Verb; 3. den Satz.

Zu 1: Die folgenden Auszüge (Beginn Kap. II, Ende Kap. III, Beginn Kap. IV) verdeutlichen, wie sehr die Sprachtheorie der Modisten von der Annahme einer Kongruenz von Sprache und Wirklichkeit geprägt ist. Zugleich wird das Bemühen um systematische Vorgehensweise dokumentiert, insbesondere um eine schlüssige Verknüpfung der Modi des Gegebenseins der Wirklichkeit (*modi essendi*), des Denkens (*modi intelligendi*) und des Bezeichnens (*modi significandi*) (in eckige Klammern gestellte Ausdrücke sind das Verständnis erläuternde Zusätze; der lat. Text findet sich im Anhang).

[Kap. II:]

Woher die Bezeichnungsweise (modus significandi) ursprünglich stammt

4 *Jede aktive Bezeichnungsweise (modus significandi activus) basiert auf einer Eigenschaft der Sache.*

Da die aktiven Bezeichnungsweisen nicht bloß Einbildungen sind, muß jede aktive Bezeichnungsweise unmittelbar auf irgendeiner Eigenschaft der Sache basieren. Es ist daher offensichtlich, daß der Intellekt, da er die sprachlichen Ausdrucksseiten (*voces*) zum Zwecke der Bezeichnung einer jeweiligen aktiven Bezeichnungsweise zuordnet, die Eigenschaft derjenigen Sache betrachtet, von der er eine jeweilige aktive Bezeichnungsweise ursprünglich ableitet. Ebenso ist